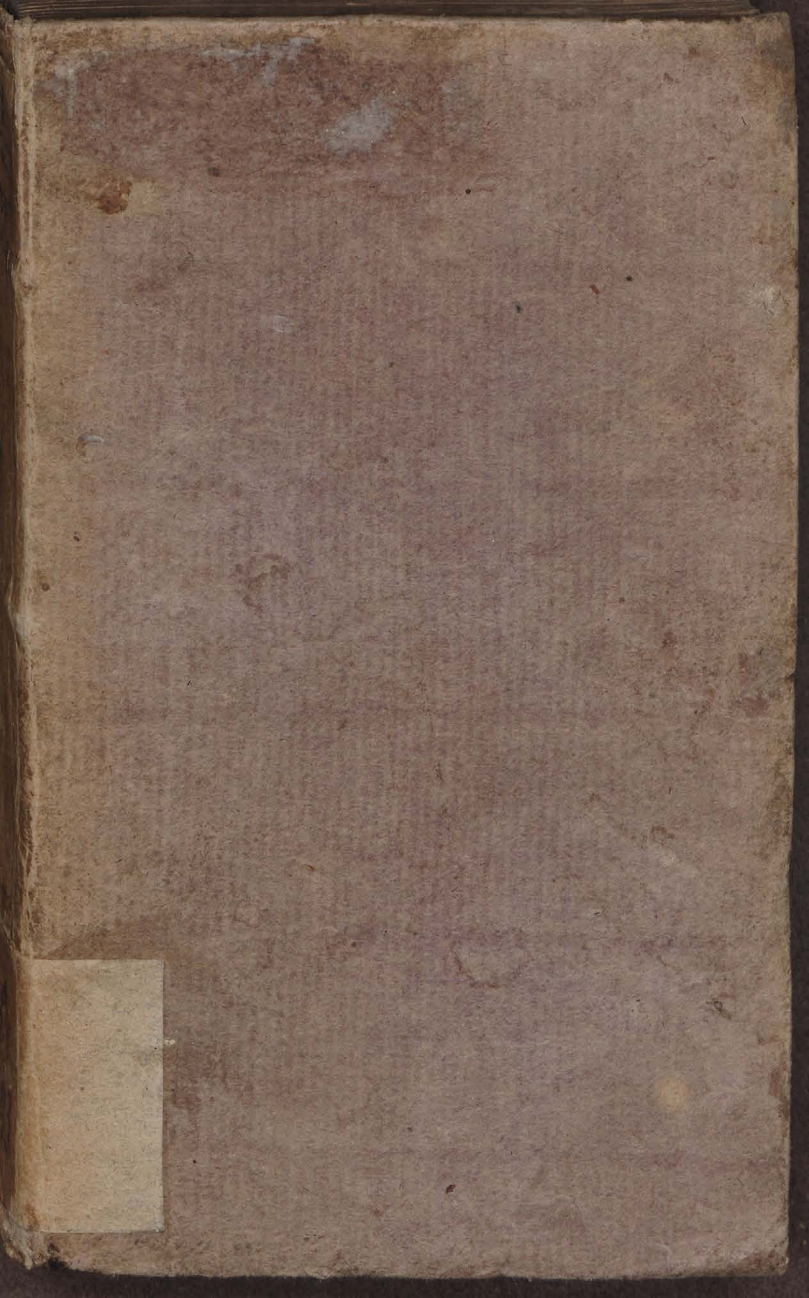


Lesebuch für alle Stände.

Zur Beförderung edler Grundsätze, ächten Geschmacks und nützlicher Kenntnisse.

Herausgegeben
von
Johann Friedrich Zöllner,
zweitem Prediger bei der St. Marienkirche zu Berlin.

Vierter Theil.

Berlin,
bei Friedrich Maurer 1783.


BIBLIOTEKA ELBLASKA



Vorerinnerung.

Dieser vierte Theil meines Buches erscheint leider! ungleich später, als ich es versprochen hatte; allein, als ich ihn beinahe um ein Jahr früher versprach, sah ich nicht voraus, daß gerade so viele von den wichtigsten Veränderungen meines Lebens in dieses Jahr fallen würden. Es that mir leid, daß ich mich von den gütigen Beförderern meines Werkes so oft und so lange mußte erinnern lassen; aber ich wußte es nicht zu ändern, und ich rechne bei diesem aufrichtigen Bekenntnisse auf Ihre Nachsicht. In Ansehung der Fortsetzung bin ich, in meinen jetzigen Amtsverhältnissen, schlechterdings außer Stande, mich aufs neue zu einer bestimmten Anzahl von Bänden für jedes Jahr anheischig zu machen; wenn ich mich nicht vorsetzlich dem Schicksale vieler perio-

dischen Schriften aussetzen will, die zwar zur bestimmten Stunde erscheinen, aber eben deswegen auch jedem Lückenbüßer die Aufnahme gestatten müssen. Dieses Jahr werde ich indessen gewiß noch wenigstens einen Theil liefern, und für die Herausgabe der folgenden sobald als möglich sorgen.

Auf den fünften Theil nimmt der Buchhändler, Herr Maurer, der den Verlag des Lesebuchs übernommen hat, bis Michaelis dieses Jahres 12 Groschen Pr. Cour. Pränumeration an; und bei ihm ist nunmehr auch die zweite Auflage der ersten drei Theile zu haben.

Berlin, den 12ten Juny 1783.

Zweiter

Zweiter Nachtrag

zum Verzeichniß der Pränumeranten und Subscribenten.

In Berlin.

Herr Kaufmann Anders.
— Kriegsrath Bauer.
Madame Börger.
Herr Stadtrichter Gerresheim.
— Obrister von Höfer.
— Regimentsquartiermeister Hofmeister. 2 Exempl.
— Hauptmann von Kamecke.
— Klüpfel.
— Kaufmann J. C. Lange.
— Hofrath Möller.
— Hofcourtier Neumann.
— Doktor und Stadtphysikus Pyl.
— von Schmettau auf Lasow.
— Kaufmann Schüler.
— Hofrath Stöwer.
Se. Excellenz der Herr Oberhofmeister von Voß.

In Breßlau.

Herr Cammersekretär Streit. 3 Exempl.

In England.

Zu Birmingham.

Herr A. C. Cabrit, Kaufmann.

Zu Bristol.

Herr C. F. Schmol, Kaufmann.

Zu Liverpool, die Kaufleute

Herr van der Busch.
— Fok.
— Hansen, Königl. Preuß. Kommissär.
— Helms.
— Labes.
— Meyer.
— Migault.
— Richard.
— Ruete.
— Wagner, Kais. Königl. Consul.
— Weiß.
— Wilkens.
— Zink, Dänischer Consul.

Zu Manchester, die Kaufleute,

Herr Graumann.
— Wittenberg.

In Frauendorf in der Neumark.

Herr Amtsrath Haak.

In Lieberose.

Herr G. C. Heym, Pastor Primarius.

In Oranienburg.

Herr Postmeister von Rapin Thoyras.

In Paris.

Herr Professor Friedel. 2 Exempl.

Inhalt.

Inhalt.

5.

Ueber

Ueber die sittliche Bildung einzelner Menschen.

Umgang.

Die Untersuchung des Einflusses, den der Umgang auf die Bildung unseres Verstandes und Charakters hat, leitete mich sehr natürlich auf allgemeine Reflexionen über das gesellschaftliche Leben, durch welches die mannigfaltigen Verbindungen der Menschen untereinander entstehen. Ich könnte diese Betrachtungen zwar hier übergehen, da sie nicht ganz genau mit der Zergliederung der sittlichen Bildungsmittel zusammenhängen; allein ich hoffe doch, daß sie meinen Lesern nicht unwillkommen seyn werden. Denn theils werde ich in der Folge, bei mancher praktischen Bemerkung, die ich ihnen noch vorzulegen gedenke, denselben Gegenstand be-

rühren müssen, und dann den Vortheil haben, daß ich die jetzt angestellten Untersuchungen voraussetzen darf; theils kann, wie mich dünkt, die Sache an und für sich, zumal in unsern Tagen, niemanden, der über seinen Zustand nachzudenken gewohnt ist, gleichgültig seyn. Es ist ja seit einiger Zeit Mode geworden, die Uebel des gesellschaftlichen Lebens mit den schwärzesten Farben zu schildern, und entweder geradezu allerley Resultate aus dieser Schilderung herzuleiten, oder doch zu verstehen zu geben, daß sie daraus hergeleitet werden könnten. Schriftsteller, die an Paradoxien Gefallen finden, und oft wegen des Eindrucks, den ein sorglos hingeworfener Gedanke auf das Herz oder den Kopf des Lesers macht, so unbekümmert sind, haben kein Bedenken getragen, uns alles das Elend aufzuzählen, welches mit dem gesellschaftlichen Leben zusammenhängt; sie haben zum Theil blos die Rechnung unseres Verlustes geführt, und in derselben wohl manchen offenbaren Gewinn mit angesetzt, oder ihn wenigstens doch in der, bei solchen Fällen höchst nöthigen Bilanz übersehen. Und diese Schriftsteller waren nicht etwa blos schöne Geister, denen

es Mühe machte, eine glänzende Stelle, die ihrer Feder auf Unkosten der Wahrheit entschlüpft war, wegzustreichen; sondern es waren zum Theil Männer, die im Ernst nachgedacht hatten, und als das Resultat ihres Forschens den Satz hinstellten: da der Mensch die bürgerliche Gesellschaft errichtete, legte er den unbeweglichen Grundstein seines Elends.

Wäre dem in der That also; flösse aus der Quelle der Gesellschaft nur Uebel und nichts Gutes, oder ergösse sich doch dieses sparsamer, als jenes; o! so wäre es menschenfreundlich und edel, alles, was Philosophie und Beredsamkeit vermögen, aufzubieten, um, wo nicht dem jetzigen Zeitalter, doch der Nachwelt Erleichterung zu verschaffen. Fände sich aber nach reifer Ueberlegung, daß zwar der gesellschaftliche Zustand dem Menschengeschlechte nicht zuträglich, aber nun schon, bei der jetzigen Gestalt der bewohnten Erde, ein unvermeidliches Uebel geworden wäre; o! so dünkt mich, wäre es grausam, uns nur unser Elend zu schildern, und uns dann der Verzweiflung zu überlassen, wenn die Uebersicht unserer Lage uns überführte, daß wir schlechterdings außer Stande wären, dem

Zuge des reißenden Stromes zu widerstehen. Der wäre doch gewiß nicht mein Freund, der bei einem unwiederbringlichen Verluste mich blos mit der Größe meines Ungemachs unterhielte, und meinen Blick vielleicht gar auf manches peinliche meiner Lage lenkte, das mir bis jetzt noch entgangen war; ohne mir auch nur einen Tropfen Balsam in die Wunden zu gießen, die er mir muthwillig aufgerissen hätte!

Die nachstehende Betrachtung ist dazu bestimmt, den Einfluß, den das gesellschaftliche Leben seiner Natur nach auf unser Wohl und Wehe hat, zu schildern, den Quellen der zufälligen Uebel, die es stiftet, nachzuspüren, und uns wegen derselben zu trösten. Lasset uns zuerst die Sache von der schauderhaften Seite betrachten, von der ein Rousseau sie ansah!

Das gesellschaftliche Leben der Menschen nährt in seinem Busen eine unabsehbare Menge von Uebeln und Lastern, unter deren Bürde unser Geschlecht ohne Rettung zu seufzen scheint. Die grössesten Plage des Menschen ist der Mensch; und er würde es nicht seyn, wenn die Bande der Gesellschaft uns nicht einander so nahe brächten. Würde es dadurch nicht nothwendig, daß einer

vor dem andern Vorzüge genießet; so könnte es dem Stolze nicht einfallen, sich über andere zu erheben, sie zu verkleinern, sie herab zu stürzen von dem Standpunkte, den ihnen Verdienst oder Zufall anwies, sie unter die Füße zu treten und sich an ihrer Schmach zu weiden. Wäre es nicht eine Folge des gesellschaftlichen Lebens, daß die Güter des einen zu Reichthümern anwachsen, und der andere den Bettelstab ergreifen muß; so könnte es der Habsucht nicht einfallen, Schlösser zu zersprengen, Riegel zu zerbrechen, den Reisenden mit gewafneter Hand anzugreifen, im Hinterhalte auf sein Leben zu lauern, nachgemachte Wechsel zu schmieden, falsche Münze zu prägen, im Handel zu übervortheilen, um einzelne Groschen und Thaler, wie um hunderttausende zu betrügen. Wäre es nicht eine Folge der gesellschaftlichen Verbindung, daß sich Müssiggänger von dem Schweiße der Thätigkeit und von angeerbten Geldklumpen mästen; so würde unser Geschlecht nicht von Taugenichten verunehrt, die ihre Zeit nicht anzuwenden wissen, und deswegen auf Plane sinnen, wie sie die Unschuld berücken, die Laster verfeinern, das Gift der gekünstelten Freuden

wohlschmeckend machen und jede Lust befriedigen wollen.

Nur durch die Gesellschaft, in welche der Mensch getreten ist, hat er sich so weit von seinem natürlichen Zustande entfernt! Er hat sich Bedürfnisse geschaffen, die seine Natur nicht heischt; er hat den wahren Begriff von der ihm angemessenen Glückseligkeit ganz aus den Augen verloren, und hat sich an ihrer Statt ein Schattenbild geschaffen, wornach er mit erstaunenswürdiger Anstrengung hascht, und dessen Nichtigkeit er meistentheils zu spät inne wird. Er hat so lange an seiner Lebensart, an seinen Speisen, an seiner Kleidung, an seinen Empfindungen selbst, gekünstelt, daß ein geübtes Gedächtniß kaum die Namen aller der Krankheiten faßt, die er sich damit zugezogen hat.

Ohne die Gesellschaft wäre kein Tyrann und kein Sklave; jeder wäre frei, wie ihn Gott geschaffen hat; alle hätten gleiche Rechte, gleiche Ansprüche, gleiche Vortheile des Lebens. Durch sie ist der Erdboden ein Schauplatz des Elendes und Jammers geworden! Damit etliche Tausende ihr Leben in Ueppigkeit hinbringen können, kommen Hunderttausende aufs kläglichste um,

oder

oder seufzen ihrem Tode unter den drückendsten Beschwerden entgegen. Ganze Generationen steigen in die Schachte, und werden verschüttet, oder saugen mit tödtlichen Dünsten ein Gift ein, das langsam ihr Mark vertrocknet, und ihre Kräfte verzehrt. Andere wagen sich aufs treulose Meer, und werden eine Beute des Sturms, der Seeräuber, des ungewohnten Klima, der Hungersnoth, des Schwerdtes und der sich vom Fleisch ihrer Brüder nährenden Wilden. Ein großer Theil der Uebrigen drängt sich in große Städte zusammen, sie schlucken Staub und vergiftete Ausdünstungen ein, und werden dadurch sowohl, als durch die Wuth der Laster, die sich in die Hütten, wie in die Palläste schleichen, siech; sie welken in der Hälfte ihrer Tage langsam dahin, oder werden von Seuchen auf einmal hinweggerafft. Millionen essen im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod; bauen mit Sklavenfleiß ihren Acker, und sehen den Reichen, der sie kaum eines Anblicks würdigt, ihre Erndten verschwelgen.

Hunderttausende ziehen gegen andere Hunderttausende aus, und opfern einer Furie, die Krieg heißt, ihr Leben. Ihre Wuth macht ganze

Länder zum Schauplatz des Greuels und der Verwüstung. Blühende Saaten werden vom Hufe der Rosse zertreten, die Thränen der trostlosen Besitzer, die sich dem Hunger Preis gegeben sehen, fließen vergeblich; Städte und Dörfer werden von der Flamme verzehrt; der ehrwürdige Greis und der Säugling an der Mutter Brust müssen die Grausamkeit der Ueberwinder fühlen; ganze Felder werden mit Leichen bedeckt, und mit dem Blute der Erschlagenen gedüngt.

Da fast keiner sein Phantom von Glückseligkeit erreichen kann, ohne seinem Nachbar etwas von der seinigen zu verkümmern, so werden Ränke ersonnen, und die süßesten Ketten, wodurch einer an den andern geknüpft ist, die Bande des Blutes, wie die Schwüre der Freundschaft, als wäre es Tand spielender Kinder, zerbrochen. Der Sohn spinnt gegen den Vater Kabbalen, der Bruder gegen den Bruder, die Gattin gegen den Gatten. Heuchelei, Verleumdung, Verrätherei, Meineid, Meuchelmord — alles wird aufgeboten, um irgend einen verruchten Plan auszuführen. Die Ruhe, das Glück, das Leben von zehen, von hunderten

derken, von tausenden ist ein Nichts in den Augen dessen, der Arglist oder Macht genug hat, sie zu verderben, und dem sie im Wege stehn. Für etliche armselige Stücke Metall hält man Menschen — o! der Schande! — wie das Vieh feil, und verdammt sie auf immer zu tödtender Arbeit, zu Verachtung, zu Schlägen und Martern. — —

Man wird hoffentlich diesem schauderhaften Bilde nicht den Vorwurf machen, daß es mit zu sanften Farben entworfen sey; und leider! kann man ihm auch den nicht machen, daß es nicht getreu nach der Natur kopirt wäre. Wer kann es leugnen, daß die Gesellschaft eine allzufruchtbare Mutter von Lastern und Uebeln ist? Wer ahndet nicht aber auch bei dem hierauf gegründeten Schlusse: „also ist sie ein Unglück für das Menschengeschlecht,“ einen Sprung, den wir freilich nicht in den Schriften eines Philosophen erwarten würden, wenn er nicht schon oft genug mit großer Sorglosigkeit, bei andern Gelegenheiten, gemacht worden wäre. Man sah z. B. die Uebel, die mit den Wissenschaften zusammenzuhängen schienen, und schloß: also sind die Wissenschaften dem menschlichen Geschlechte

schädlich! Man las in der Geschichte die Grausamkeiten und Thorheiten, zu denen in einem barbarischen Zeitalter die Religion ihren Namen hergeben mußte, und man trug kein Bedenken, sich und andere zu überreden, daß man uns eine Wohlthat erzeigen würde, wenn man diese Religion verdächtig machte, und sie uns, wo möglich, aus den Händen, Köpfen und Herzen wände. Genau erwogen folgt denn doch in der That nichts mehr und nichts weniger daraus, als eine neue Bestätigung der längst bekannten Wahrheit, daß nichts vollkommnes unter der Sonne ist, und also auch das grösseste Gut nicht nur dem Mißbrauche unterworfen bleibt, sondern auch in sich selbst den Keim der Zerstöhrung nährt, so lange der schwache Mensch daran stümpert. Oder hat denn die Gesellschaft keine andere, als diese grausende Seite? und ist es nicht billig, auch jene zu betrachten, ehe wir entscheiden?

Das Menschengeschlecht ist offenbar nicht bestimmt, daß jeder Einzelne vom andern abgesondert leben soll. Wir kommen so hülflos auf diese Welt, daß die Stunde unserer Geburt auch die unseres Todes seyn würde, wenn keine sorgsame

Hand

Hand sich unserer Pflege unterzöge. Das Alter bringt uns gleichsam abermals zurück zu dem ersten Zustande kindischer Schwäche. Ohne die Unterstützung der jüngern Welt würde der Lebensfaden des Greises gewaltsam abgerissen werden, ehe er sich langsam loswickeln könnte. Der erste hülfsbedürftige Zustand der Thiere dauert nur eine kurze Zeit; bald können sie sich nähren, und bald ist der Instinkt, der ihren Charakter, und den Grad ihrer Wohlfahrt bestimmt, völlig entwickelt. Ganz anders der Mensch! Das Bedürfniß zwingt ihn, sich mehrere Jahre hindurch an seinen Eltern anzuschließen, und so, nebst seinen Geschwistern, mit ihnen den Grund zum gesellschaftlichen Leben zu legen. Der Greis, wenn er die Einöden in den Jahren der Kraft dem Umgange mit seinen Zeitgenossen vorgezogen hätte, würde sich gedrungen sehen, wieder zu ihnen zu eilen, und die Aufnahme in ihren Kreis als das einzige Mittel, sein Leben ganz zu genießen, ansehen müssen.

Diejenigen Thiere, welche nicht in Schaaren bei einander leben, sind für ihren einsamen Zustand von dem Schöpfer ganz anders ausgerüstet, als es der Mensch ist. Gegen

ihre Feinde sind sie mit Schnelligkeit oder mit Waffen versehen; sie haben ihren Instinkt, der nur wenig, oder vielleicht gar nicht gebildet werden darf, um sie sicher zu leiten; sie sind gegen das Klima mit Federn oder Fellen geschützt. Ihre Natur macht sie der Geselligkeit eben so wenig fähig als bedürftig. Wie sehr aber verändert sich der Fall bei denen Geschöpfen, die wir in Gesellschaft leben sehen! Sie besitzen die nöthige Kenntniß ihrer Gattung, eine Art von Sprache, mancherlei Fähigkeiten zu ihren zusammengesetzteren Geschäften, und ich möchte sagen — einen geselligen Charakter. Die Biber, die Murmelthiere, die Ameisen, die Bienen sind Beweise davon; ia, die letzteren würden sich nicht einmal zu erhalten vermögen, wenn nicht der Kunsttrieb der einen Gattung der andern zur Hülfe käme.

So wie der Schöpfer durch die Einrichtung ihrer Natur auf eine unwidersprechliche Weise seine Absicht, daß sie in Gesellschaft leben sollen, zu erkennen gegeben, so hat er es auch, und zwar ungleich auffallender, bei unserem Geschlechte gethan! Er hat uns dieselbe nicht nur zum Bedürfniß gemacht, sondern hat uns auch

die

die ausgedehnteste Fähigkeit dazu gegeben. Der Nachahmungstrieb, der sich so allgemein und so mannigfaltig äußert, zeugt von unserem Berufe, uns nacheinander, und zu gleichförmigen Geschäften zu bilden. Unser Mitgefühl fordert uns auf, uns bei den Schicksalen unserer Brüder an ihre Stelle zu denken, ihrer Noth abzuhelfen, ihre Freuden zu erhöhen, mit ihnen gemeinschaftlich zu wirken. Unsere Gefühle dringen uns, nicht nur Theil zu nehmen, sondern auch uns mitzutheilen. Unsere Wohlfahrt mag seyn, welche sie wolle, wir werden inne, daß ihr etwas wesentliches mangelt, so lange wir einsam sind. Von dem Augenblicke an, da sich unsere Besinnungskraft entwickelt, sehnen wir uns nach Menschen und nach dem Umgange mit ihnen. Unser Sprachvermögen würde freilich auch dem isolirten Menschen nicht ganz unnütz seyn; er würde durch Wörter in den Stand gesetzt werden, seine Begriffe an einem bequemen Merkmale fest zu halten; aber schwerlich würde er je einen Gebrauch davon machen. Und eben die große Ausdehnung dieses Vermögens beweiset, daß wir zu einer sehr zusammengesetzten Gesellschaft und zu den man-

mannigfaltigen Beschäftigungen in derselben bestimmt sind.

Lauter als dies alles spricht indessen für das gesellschaftliche Leben die ungezweifelte Wahrheit, daß nur dadurch der Mensch eigentlich Mensch, das heißt, dieses edle Geschöpf wird, das sich dieser erhöheten Fähigkeiten, dieser Entwickelung seines Verstandes, dieser erhabenen Gefühle, dieser ausgebreiteten Herrschaft über die Erde freut. Der Mensch in der Wildniß ist nichts weiter, als ein Thier. Das beweisen nicht nur die Einzelnen, die man in Wäldern und Wüsten fand, und die nichts weiter, als menschenähnliche Thiere waren *), sondern auch die ganzen Völkerschaften, die noch auf einer der niedrigsten Stufen der geselligen Kultur stehen. Rousseau geräth eben deswegen sogar in Versuchung, den Ourang-Outang für den Originalmenschen zu halten. So Unrecht er darinn hat, — denn nichts ist leichter darzuthun, als der Unterschied zwischen diesem

*) S. einige Beispiele davon in diesem Lesebuche 2. Thl. S. 229 u. f.

diesem und dem Menschen — so wahr ist es doch, daß der Mensch, ohne die Gesellschaft, nicht eben merklich über jenen hervorragen würde. Rousseau scheint zu glauben, daß er dabei eben nicht viel verlieren würde. Allein wer sieht nicht, daß ihn nur Paradoxiensucht zu dieser Voraussetzung verleiten konnte?

Der Mensch ist mit den mannigfaltigsten Kräften ausgerüstet, und jede derselben ist einer außerordentlichen Erhöhung fähig. Diese Erhöhung seiner Fähigkeiten und Kräfte ist sein Glück. Wir verkennen unsern Adel, wenn wir unsere Wohlfahrt blos in körperlicher Behaglichkeit suchen. Dies ist der Grad von Wohlseyn, der den Thieren angewiesen zu seyn scheint, und der offenbar unendlich geringer ist, als den der Schöpfer für uns, die Beherrscher derselben, bestimmt hat. Wenn wir uns damit begnügen, so vergessen wir, daß eben das der Stempel unseres Vorzugs ist, daß wir durch uns selbst, durch Gebrauch und Veredelung unserer Kräfte, uns empor schwingen können und sollen.

Ich kann hier nicht umhin, eine Anmerkung zu machen, die zwar genau mit dieser

Untersuchung zusammenhängt, deren weitere Ausführung und Anwendung ich mir aber bis zu einer anderen Gelegenheit vorbehalten muß, um nicht meine Leser jetzt zu lange im Kreise der Spekulationen herum zu drehen. — Wir haben auf gewisse Weise den reinen Begriff von unserer Natur und dem derselben zukommenden Glücke in ein falsches Licht gestellt, indem wir den Ausdruck: Stand der Natur, für den rohen Menschen bestimmt haben. Der Ausdruck kann gerechtfertigt werden, so lange wir uns darunter den Zustand denken, worin der sich selbst überlassene, einsame Mensch sich befinden würde. Allein die Natur des Menschen ist keinesweges auf diesen Zustand eingeschränkt. Jeder Gebrauch unserer Kräfte, jede Erhöhung derselben, so lange wir nicht dadurch auf etwas physisch oder moralisch unmögliches geleitet werden, gehört zu unserem Stande der Natur; wie dürfen wir nun denselben dem gesellschaftlichen Zustande entgegen setzen? Der Baum in seinem völligen Wachsthume ist in seinem natürlichen Zustande, der Keim ist es freilich auch; was veranlaßte uns aber wohl diesen letzteren den Stand der Natur des Baumes

mes zu nennen? Man setze den Keim in Umstände, wo er sich entwickeln kann, und er wird zum Baume gedeien. So der Mensch! Die Gesellschaft setzt ihn unter Umstände, wo er das wird, was er werden kann, und werden soll; und was er unter diesen Umständen wird, das wird er durch seine Natur. Wir sagen von den Gesträuchen in Grönland, sie haben nicht ihre natürliche Größe, wir legen die Ursach davon dem ungünstigen Boden bei, der sie hindert, solche zu erreichen; wir reden von der natürlichen Größe und dem natürlichen Wohlstande des Baums, wenn er sich bis zu seiner höchsten Schönheit erhebt, und nach Wurzeln und Stamm, nach Zweigen, Blättern und Früchten, so vollkommen zeigt, als die vorhandenen Beispiele uns berechtigen, es von dieser Gattung zu erwarten. Warum wollen wir denn eben den Menschen nach andern Regeln behandeln? warum wollen wir das seinen Stand der Natur nennen, wo er einschrumpft, wie das Gesträuch in Grönland? Nicht das milde Clima, nicht die fette Nahrung, nicht der geräumige Platz sind die Umstände, die ihm die vortheilhaftesten sind; das mag für das Gewächs des Bodens genug seyn; aber der

 Mensch,

Mensch, wenn er das werden soll, wozu er durch seine Natur bestimmt ist, oder welches einerlei ist, wenn er seinen wahren Stand der Natur erreichen soll, muß Cultur empfangen, muß in Gesellschaft leben. So wenig der einsame Biber, die einsame Biene, die einsame Ameise in ihrem natürlichen Zustande ist, so wenig ist es der einsame Mensch! Ich weiß sehr wohl, daß der Streit blos auf einen Wortstreit hinausläuft. Wenn aber ein Ausdruck nicht nur in den Sprachgebrauch übergegangen ist, sondern auch mit ihm ein schwankender Begriff sich des gemeinen Verstandes bemächtigen will; wenn derselbe sogar ganzen Systemen eine falsche Richtung gegeben hat, so verlohnt es sich wohl der Mühe, ihn in Anspruch zu nehmen. Und dies, dünkt mich, hier der Fall zu seyn! Unser Recht der Natur, das darauf gegründete Völkerrecht, die ersten Grundsätze der bürgerlichen Verfassung, selbst hie und da unsere philosophische Moral haben durch diesen einzigen Ausdruck, und den dadurch dem Menschensinne aufgedrungenen Begriff, außerordentliche Gewaltthätigkeiten ausstehen müssen; und es ließe sich vielleicht mancher falsche praktische Grundsatz durch die bloße Anwendung eines gereinigten

Be-

Begriffes vom Stande der Natur untergraben!

Es fiele denn doch wenigstens, was unsere diesmalige Untersuchung betrift, der Vorwurf hinweg, daß der Mensch durch den Eintritt in die Gesellschaft sich von seinem natürlichen Zustande entfernt habe; oder vielmehr, diese Behauptung hörte auf, ein Vorwurf für das gesellschaftliche Leben zu seyn. Heil ihm, daß es uns von dem rohen Zustande des zusammengeschrumpften, herabgewürdigten Thiermenschen entfernt hat! Ein einziger Blick auf denselben wird uns für diesmal genug seyn! Sein erster auszeichnender Charakterzug ist die Unthätigkeit. Wächst ihm die Frucht, womit er seinen Hunger stillen kann, unter einem milden Himmel von selbst entgegen, so treibt ihn seine Begierde auch gewiß zu nichts weiter, als sie zu genießen. So rastlos auch immer der Trieb nach Beschäftigung in seiner Seele seyn mag, so fordert er ihn doch nie anders zu einer bestimmten Arbeit auf, als wenn er am Ende derselben einen bestimmten Zweck erblickt; und worinn könnte dieser Zweck wohl bestehen? Er möchte gern thätig seyn, aber er hat nichts zu thun. Er betrinkt oder betäubt

sich daher, um den Mangel an Ideen durch einen veränderten Umlauf seiner Säfte zu befördern; höchstens füllen kindische Spielwerke seine leeren Stunden aus. Nur das Bedürfniß giebt der Thätigkeit eine bestimmte Richtung, und nur erst, wenn diese da ist, fühlen wir uns aufgefordert, in uns die Kräfte zu suchen, die wir so lange, als einen ungekannten Schatz besaßen. Der Mensch unter dem rauheren Klima ist daher thätiger; aber er ist es wiederum nur so lange und so weit ihn das Bedürfniß treibt. So lange er einsam lebt, kann er nicht wohl andere, als thierische Bedürfnisse haben, und die Befriedigung derselben kostet ihm nicht leicht einen sonderlichen Aufwand geistiger Kräfte. Empfindungen hat er freilich genug; aber sie bleiben auch größtentheils bloße Empfindung; die eine verdrängt die andere, er sammlet sich davon keinen Erfahrungsschatz, wenigstens keinen Vorrath entwickelter, geordneter, in Verbindung gesetzter Ideen. Keines seiner Seelenvermögen wird so sehr erhöht, daß es sich sonderlich vom Instinkte der Thiere unterschiede.

Man spricht von den Tugenden des sogenannten Naturmenschen. Ob man auch weis,

was

was man sagt? der Naturmensch thut wenig Böses, das ist nicht zu leugnen. Thut er denn aber auch Gutes? Verdient je seine beste Handlung den Namen der kleinsten Tugend? Wenn er das Böse unterläßt, so thut ers, weil er es nicht kennt; weil er keine Gelegenheit hat, es zu verüben.

Ganz anders im gesellschaftlichen Leben! Mit dem Eintritte in dasselbe wird es dem Menschen zum Bedürfnisse für andere zu sorgen. Das Wohlwollen entwickelt sich; er fängt an, menschlich zu empfinden und zu handeln. Jedes neue Gut, das ihm unentbehrlich, oder doch wünschenswerth wird, ist ihm ein neuer Stoß, der seine Thätigkeit in Bewegung setzt. Er ist genöthigt, die Sprache, und mit ihr seine Erkenntniß anzubauen; er macht Beobachtungen, reihet sie aneinander, und bringt sie in Klassen; er schafft sich ein Gedächtniß, und damit die Möglichkeit alle übrige Fähigkeiten seines Geistes zu entwickeln und zu erhöhen. Mit jedem Schritte, den er vorwärts auf der Leiter der verschiedenen Grade menschlicher Kultur thut, rückt er dem ihm angewiesenen Werthe und Glücke näher. Je enger er die Bande der Gesellschaft

zusammenzieht, destomehr wird er Mensch, destomehr wird er das edle Geschöpf, wozu er durch seine Natur bestimmt war!

Alles große, edle, schöne, was der Mensch je gethan hat und thun kann, ist eine Frucht der Gesellschaft! Sie war es, die die weiten ungeheuren Wälder, in denen Bären und Wölfe sich vom Raube nährten, niederbrennte, mit der Axt bezimmerte, zu Wohnplätzen für Menschen anbaute. Sie war es, die jene weiten Sümpfe, welche keinem menschlichen Fuße den Zugang erlaubten, und tödtliche Dünste aushauchten, zu lachenden Feldern umschuf, auf denen jetzt Ueberfluß und Wohlleben herrscht. Erst nachdem sich die Menschen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke vereinten, wurde es ihnen möglich, das rauhe Klima ganzer Erdstriche zu mildern, daß jetzt das nördliche Europa, von dem noch vor weniger als zwei tausend Jahren eine Beschreibung Schauder erregte, mit lieblichen Wohnsitzen, mit volkreichen Städten, fruchtbaren Feldern und lachenden Gärten prangt; daß die Stimme des frölichen Schnitters schallt, wo sonst das Geheul des Uhu und der Raubthiere ertönte. Wo die Natur nichts, als die herbe Eiche und die geschmack-

schmacklose Buche gepflanzt hatte, baute die Gesellschaft den Weinstock und hundert andere wohlthätige Früchte. Wo Sandwüsten waren, in denen der Wanderer schmachtete, raucht jetzt die ländliche Hütte, stehn blühende Städte, grünen fruchtbare Saaten, Obstgärten und nährende Stauden.

Erst durch die Gesellschaft ist der Mensch Herr über die Erde geworden. Sie hat Kanäle gegraben, Flüssen einen andern Lauf gegeben, Berge den Thälern gleichgemacht, von dem Meere bewohnbares Land gewonnen, ganze Erdstriche umgeschaffen. Sie hat die schädlichen Thiere ausgerottet, die Zahl der nützlichen vermehrt, die wilden gezähmt, die zahmen aufs mannigfaltigste benutzen gelehrt. Sie hat von jedem Platze auf der Erde ihren Vortheil gezogen, von dem Felsen sowohl, als von der rauhen Küste der See, von der Sandebene sowohl, als von undurchdringlichen Wäldern. Das Meer, das dem einsamen Menschen kaum etwas mehr als einen prächtigen Anblick gewährt, so lange es ruhig ist, und ihn mit Schrecken erfüllt, wenn es stürmt, ist für die Gesellschaft eine unver-

siegbare Quelle des Lebens und des Vergnügens geworden.

Sie hat dem Menschengeschlechte seinen Unterhalt gesichert, indem sie die nutzbarsten Pflanzen in solcher Menge anbaute, aus neuen Gattungen Nahrung gewinnen lehrte, und Mittel erfand, Speisen und Getränke vor dem schnellen Verderben zu bewahren. Sie hat den Boden gezwungen, gleichsam wider Willen, mit dem ihm anvertrauten Saamen zu ihrem Vortheile zu wuchern; hat aus den entferntesten Zonen fast alles, was ihr nützlich deuchte, auf jedem Erdstriche zusammengepflanzt, oder ihre Speicher damit gefüllt; und hat es durch die Weisheit ihrer Haushaltungskunst dahin gebracht, daß nicht mehr Hungersnoth und Pest im Gefolge der Dürre, des Ungewitters und der Heuschrecken einherziehn.

Die Metalle, die im Schooße der Erde verborgen liegen, würden dort ewig ein vergrabner Schatz geblieben seyn, wenn sich nicht viele Menschenhände vereinigt hätten, sie ihrer Mutter zu entreißen, sie zu läutern und zu ihrem tausendfältigen Gebrauche zu bearbeiten. Es ist einem Philosophen unanständig, zu sagen: die Natur

habe

habe sie deswegen so tief versteckt, damit sie dem Vorwitze der Menschen entzogen blieben. So dürfte der Mensch auch die Kirsche nicht pflücken, weil sie höher wächst, als seine Arme reichen; den Fisch nicht fangen, weil ihn die Natur in ein Element gesetzt hat, das dem Menschen so unzugänglich ist; dem Vogel kein Netz aufstellen, weil seine Fittige ihn zu einem ungehinderten Fluge bestimmen; den Baum nicht fällen, weil sein Stamm so fest steht? Dem Dichter ists nicht zu verargen, wenn er in einer Schilderung der Habsucht ausruft: „Sieh, o! Mensch, die Natur verbarg das Metall, die Mutter unnennbarer Uebel, mit weiser Vorsicht so tief, damit es deinen Geiz nicht erregte; sieh, das Meer schreckt dich mit Wellen und Sturm, damit dein zerbrechlicher Kiel nicht seinen Rücken durchschneide. — Aber dem Philosophen, der die nackte Wahrheit sucht, sollte es doch einfallen, daß uns die Vorsicht nichts ohne Mühe gab, damit sie unsere Kräfte übte, und uns nöthigte, durch mannigfaltige Erfindungen unsern Bedürfnissen abzuhelfen. Oder warum sollte sie es uns gerade verargen, daß wir die Anzahl der Erfindungen, zu denen sie uns zwang, auch mit

den Werkzeugen des Bergbaus vermehrten? Und waren nicht die Metalle, die sie gediegen bereitete, und ohne Bedeckung hinlegte, der Wink, den sie schon früh dem Menschen zum tiefern Nachsuchen gab?

Alles, was Menschenglück genannt werden mag, verdanken wir der Gesellschaft! Das Entzücken, womit wir den Kräften der Natur nachspüren, sie gleichsam in ihrer Werkstätte belauschen, und ihr manches von ihren Geheimnissen entreißen; die Wonneempfindung, die uns durchströmt, wenn wir den Blick in uns selbst kehren, unsere eigenen Fähigkeiten inne werden, unsere Bestimmung sehen, ahnden, schließen; die Wollust, mit der wir Begriff an Begriff, Gedankenkette an Gedankenkette reihen, jetzt die Bahn der Weltkörper messen, jetzt den einzelnen Lichtstrahl spalten, jetzt uns gleichsam außer den Kreis der sichtbaren Dinge in eine unermeßliche Welt von Ideen versetzen; das hohe Andachtsgefühl, das uns mit Vorempfindung himmlischen Glücks durchglüht, wenn wir uns empor über Erde und Sonne, über die Schöpfung empor, bis zu ihrem unsichtbaren Urheber schwingen, und ihm Dank, innige Liebe und Anbetung opfern —

alles

alles ist eine wohlthätige Frucht der Gesellschaft. Denn selbst die Religion ist ein Gut, dessen Besitz der einsame Mensch sich nie erringen könnte; wofern es nicht der Gottheit gefiele, Wunder an Wunder zu ketten, und jeden Einzelnen, trotz seinem Mangel an Wahrnehmungen, an geistigen Gefühlen, an Nachdenken, aufzuwecken, zu erwärmen, zu erleuchten! Je schwächer und unvollkommner die Bande der Gesellschaft sind, desto weniger rückt das Menschengeschlecht vorwärts, desto mehr ist ein jeder genöthigt, immer von vorne anzufangen, die nützlichen Erkenntnisse selbst zu entdecken, die Hülfsmittel dazu zu erfinden, und durch Schaden klüger zu werden. Laßt die Welt eine Million Jahre stehen, der letzte Hund wird um nichts klüger seyn, als der erste war. Laßt die Menschen eben so lange einsam leben, und der letzte ist, was der erste war. Je größer aber die Kultur einer Nation ist, desto mehr thut sie zugleich für die Nachwelt. Sie überliefert derselben die Offenbarungen der Gottheit, den Schatz angestellter Beobachtungen, gemachter Entdeckungen, gefundener Wahrheiten, berichtigter Begriffe und daraus gefolgerter Schlüsse. Wir scheinen gelebt zu haben, ehe wir gebo-

geboren wurden; denn wir haben die edelsten Früchte des Lebens so vieler Jahrhunderte geerbt, wir haben schon gleichsam in unsern Vorfahren gelebt, gedacht, erfunden, gehandelt.

Oder sieht man bei der Bestimmung des menschlichen Glückes vornehmlich auf das körperliche Wohl? Auch da erscheint die Gesellschaft als Pflegerin, als fruchtbare und wohlthätige Mutter! — Europa hat die übrigen Erdtheile mit einer unzähligen Menge von Einwohnern versorgt; von jeher ist eine erstaunliche Anzahl seiner Eingebornen im Kriege gefallen, durch Schiffahrt, durch beschwerliche Lebensart, durch Unglücksfälle aufgezehrt worden, und doch leben jetzt auf dieser kleinen Fläche, nach einer mäßigen Berechnung, über hundert und dreißig Millionen Menschen. Asien, Afrika, Amerika und Südindien, wo doch zum Theil das Klima dem Menschengeschlechte ungleich günstiger ist, stehen gegen das kleinere Europa in Ansehung der Volksmenge auffallend zurück; und gerade hier ist das gesellschaftliche Leben bis zu seiner zusammengesetztesten Gestalt gedien. Trotz allem Morden, trotz allen aus der gekünstelten Lebensart entsprungenen Krankheiten und andern

Uebeln,

Uebeln, zeugt, erzieht und erhält also die bürgerliche Gesellschaft eine bewundernswürdige Anzahl von Menschen; — ohne Vergleichung mehr, als der sogenannte Zustand der Natur, und als die einfachere Vereinigung blos nebeneinander wohnender Nomaden, Jäger und Hirten. Noch einleuchtender wird dies hoffentlich werden, wenn wir einen Blick auf diejenigen Länder werfen, die erst durch den gesellschaftlichen Fleiß zu menschlichen Wohnplätzen angebaut wurden, und jetzt den Schweiß der Vorväter ihren Enkeln mit Nahrung und Freuden reichlich vergelten.

Aegypten, jenes Land, das durch seine Volksmenge, durch seinen Luxus, durch seine Aufklärung, — den Töchtern des Ueberflusses — so berühmt ist, würde kaum den fünften Theil seiner Einwohner dürftig genährt haben, wenn nicht ihr vereinter Fleiß den allgemeinen Wohlthäter, den Nil, durch Kanäle und ungeheure Maschinen gezwungen hätte, seinen Segen weit über die Gränzen hinaus, die ihm die Natur gesteckt hatte, alljährlich zu verbreiten. Die Niederlande würden noch bis auf den heutigen Tag jener Beschreibung gleichen, die Plinius von den Cauzen, den ehemaligen Bewohnern jener Gegenden,

genden, macht. Der Ocean, sagt er, schwillt jeden Tag dort zweimal so hoch an, daß man unschlüssig ist, ob man ihre Wohnplätze Land oder Meer nennen soll. Das armselige Volk hat sich Hügel, deren Spitzen die Fluth nicht erreicht, ausgewählt, und seine Hütten darauf gebaut. Wenn eben das Meer ihren Landstrich bedeckt, so scheinen sie zu schwimmen, und zur Zeit der Ebbe sehen sie denen ähnlich, welche Schiffbruch gelitten haben.“ Freilich fühlten diese Cauzen ihr Elend nicht, denn eben der genannte Plinius wundert sich mit wahrem Sklavensinn, daß sie ihren Zustand, der Ehre, eine römische Provinz zu heißen, vorzögen. Allein das ergiebt sich auch von selbst, daß sie nicht so zahlreich seyn konnten, als die jetzigen niederländischen Provinzen sind, und daß sich diese nicht an ihre Stelle sehnen würden. Venedig faßt jetzt zweimal hunderttausend Einwohner; und wie viele meint man wohl, hätten die kleinen, elenden Inseln, auf denen diese mächtige, wunderbare Stadt aufgeführt ist, fassen können, wenn nicht die Gesellschaft gelehrt hätte, sich die Natur zu unterwerfen?

Man sage nicht: „hätten so viele Menschen nicht in Aegypten, in den Niederlanden, in Venedig ihren Aufenthalt gefunden, so würden sie sich irgendwo anders niedergelassen haben.“ Wo denn? Die glücklichen Himmelsstriche, wo es dem Menschen gelingt, ohne große Anstrengung zu leben, konnten doch nicht jeden, der leben konnte und leben wollte, aufnehmen! Und ausserhalb derselben mußte er immer, — so wie dort, bei einer größeren Vermehrung, — in Gesellschaft treten, um sein Daseyn zu fristen.

Je einsamer der Mensch lebt, desto weniger hat er Mittel in Händen, sich vor dem Hunger, vor wilden Thieren, vor Ungeziefern und vor den Unbequemlichkeiten des Klima zu schützen. Unter dem rauhen Himmelsstriche erheben sich dichte Wälder und bedecken den Boden; die Blätter der Bäume ziehen die Feuchtigkeit an sich, halten den Strahl der Sonne zurück, gewähren den Thieren und Raubvögeln eine sichere Zuflucht, erzeugen Sümpfe und Moräste; die vermodernden Stämme und Zweige bedecken die Erde, begraben unter ihren Trümmern die nährenden Stauden, die etwa freiwillig aufgeschossen waren; alles wird mit Moosen, Flechten und andern nahrlosen

Schma-

Schmarotzern überzogen — welch ein Aufenthalt für den Menschen! Kein Fruchtbaum, der ihm Nahrung darböte, lockt ihn an sich, und selbst die herbe Wurzel, und das geschmacklose Kraut, deren Genuß ihm blos durch den Hunger gewürzt wird, sucht er den größten Theil des Jahrs vergeblich. Der Winter ist heftig und lang; wie fürchterlich ist er dem einsamen Menschen, dem die elendeste Kleidung, die schlechteste Hütte, die kümmerlichste Nahrung unsägliche Anstrengung kosten? So erstaunlich stark auch das Naturell ist, womit der Schöpfer ihn ausgerüstet hat, so muß es doch endlich unter so vielen Beschwerden erliegen; denn es war ihm nur gegeben, um mit seinen Brüdern vereinigt, jeder Gefahr, jedem Ungemach zu trotzen, und dazu war es stark genug!

Sobald die Noth die Menschen gelehrt hat, sich gegenseitige Hülfe zu leisten, und also die ersten Schritte zum gesellschaftlichen Leben zu thun, so wird ihr Zustand nicht nur verbessert, sondern sie fangen auch sogleich an, in ihren Wohnsitzen zahlreicher zu werden. Wächst aber ihre Aufklärung nicht im Verhältnisse mit ihrer

Menge

Menge so, daß sie die Bande der Gesellschaft enger zusammen ziehen lernen, so kann ihr Stammland sie endlich nicht mehr fassen, sie fühlen, daß sie einander lästig werden und wandern Scharenweise aus. Je rauher das Klima, je unfruchtbarer der Boden ist, wo sie wohnen, je weniger Fleiß sie auf die Kultur desselben gewandt haben, desto leichter wird es ihnen, sich davon zu trennen. Sie werden bald inne, daß es in einem wärmeren Lande mehr Früchte, mehr Freuden, bei wenigeren Beschwerden giebt, und sie suchen sich desselben zu bemächtigen. Dies ist der Grund, warum die Völkerwanderungen alle vom Norden her den ersten Stoß bekamen, und warum sich die nördlichen Abentheurer alle auf wärmere Länder stürzten. Man übersehe es aber auch nicht, daß diese wandernden Völker Barbaren waren, das heißt, Nationen, die noch nicht die wahren Grundsätze der bürgerlichen Vereinigung kannten. Erst nachdem eine größere Kultur auf diese geleitet hatte, wurde es dem Menschengeschlechte möglich, jedem Himmelsstriche zu trotzen; erst da wurde es so zahlreich im Norden, ohne sich zu Auswanderungen genöthigt zu sehen; und es kann sich nun noch

lange vermehren, ehe ihm der Erdboden zu enge wird.

Daß die Sterblichkeit mit der engern Vereinigung eines Volkes zunimmt, ist kein Einwurf gegen die Fruchtbarkeit des gesellschaftlichen Lebens. Je reicher jemand ist, desto mehr kann er auch, ohne Nachtheil seines Wohlstandes, verthun. Wo viele sterben, müssen doch auch viele leben; und der Zustand ist ohnstreitig für ein Geschlecht der vortheilhafteste, der der grössesten Anzahl von Individuen zum Daseyn hilft, wenn gleich ein Einzelnes etwas von dem Seinigen zusetzen muß. Wenn irgend jemand klagen wollte, daß er durch die ve größerte Sterblichkeit in der Gesellschaft um etliche Lebenstage kommt; so müßte er zuvor darthun, daß er ohne die noch mehr vergrösserte Vermehrung überall zum Daseyn gekommen wäre. So lange die gesellschaftliche Verbindung nur die Erfahrung für sich hat, daß sie überhaupt fruchtbarer ist, als der einsame Zustand, so lange ist der vermehrte Tod schlechterdings kein Vorwurf für sie. Wer zu zehen giebt und zu zweien nimmt, nimmt weniger, als wer einzeln nimmt, aber auch nur zwiefach giebt.

Noch

Noch gewönne vielleicht die Sache eine andere Gestalt, wenn der einsame Mensch, oder der Nomade, der Jäger und Hirt, nie anders als Lebens satt und müde stürbe; dann würde sich die Frage verändern; dann würde der Einzelne vielleicht sagen können: ich habe ein natürliches Recht auf so oder so viele Jahre! Aber auf der Wage der Vorsicht müssen die Lebenstage der Menschen wohl nach höhern Regeln ausgeglichen werden, als wir es wähnen! Die Natur hat das große Gesetz empfangen, zu gebären und zu zerstören. Durch alle Reiche der Schöpfung giebt es unaufhörliche Verwüstungen, die nicht gegen den Plan des Schöpfers streiten können, weil sie so sichtbar Glieder der unabsehbaren Kette sind. Ein Element kämpft mit dem andern. Das Mineral wird von der Luft und Feuchtigkeit zerstört, die Pflanze vom Insekt zernagt, das Insekt vom Vogel gefressen, der Vogel vom Raubthier zerrissen, und alle werden vom privilegirten Despoten der Erde tyrannisirt. Aber auch er hat seine Geißeln: Feuerspeiende Berge, Erdbeben, Wasserfluthen, Orkane, Schneegebirge, Frost, brennende Winde, Hunger, reißende Thiere, giftiges Gewürm,

Schierling, Arsenik. — Manche von diesen Quellen des Todes werden durch die Gesellschaft verstopft, oder unschädlich abgeleitet, oder doch an einer weiteren Ergießung gehindert. Wenn nun auch irgend jemand darthun könnte, daß er selbst ohne die bürgerliche Vereinigung seiner Voreltern zum Daseyn gekommen wäre; so könnte ihm immer noch der Beweis aufgelegt werden, ob er es, ohne sie, nicht eben so bald oder noch früher wiederum eingebüßt haben möchte.

„Aber was hilft es, würde Rousseau vielleicht sagen, daß die Gesellschaft mehr Leben befördert? sie giebt es, wie es Tyrannen verlängern, um es mit destomehr Elend verknüpfen zu können.“ Die Beschuldigung ist hart, und wäre sie gegründet; wer wollte länger anstehen, in einen Wald zu ziehen, und neben Bären und Wölfen zu wohnen. Allein, nicht alle Uebel des gesellschaftlichen Lebens sind so entsetzlich, als sie in dem vorhin entworfenen Gemählde geschildert sind. Der Krieg z. B. den die Gesellschaft veranlaßt, und den sie oft mit so vieler Wuth geführt hat, ist schrecklich und abscheulich. Er verstellt ihr Bild bis zur Gestalt einer Furie. Aber sie führt ja keinen ewigen Krieg. Es giebt,

Gott-

Gottlob! Länder, die ganze Menschenalter hindurch kein feindliches Heer betreten hat; und in denen Gegenden selbst, wo er raset, fühlt seine Grausamkeit doch nicht ein jeder. Das Leben des einsamen Menschen dagegen ist ein ewiger Krieg mit den mannigfaltigen Feinden, von denen er in der Natur umgeben ist, und gegen die ihn nicht die Flucht, nicht die Herzhaftigkeit, und nur selten die Klugheit schützt. Sein Leben ist nichts, als ein langer Kampf, dem er endlich nicht mehr gewachsen ist.

Ueberhaupt ist nicht alles das ein Uebel, was mancher in der Entfernung, an feinere Vergnügungen gewöhnt, mit Stolz in der Seele, von Leidenschaften gequält, an Bequemlichkeiten gefesselt, dafür hält. Der Maßstab, nach welchem die Menschen ihr Wohl und Weh messen, ist gemeinhin nach ihrer besondern Lage, nach dem Kreis ihrer Erkenntniß, nach der größeren oder geringeren Stärke ihrer Empfindungen gemodelt; und wir berechnen unausbleiblich eine irrige Größe, wenn wir blos nach unserer Empfindung entscheiden. Es klingt freilich fürchterlich: „Ganze Generationen steigen in die

„Schachte, und werden verschüttet, oder sau„gen mit tödtlichen Dünsten ein Gift ein, das „langsam ihr Mark vertrocknet und ihre Kräfte „verzehrt u. s. w.“ Aber man gehe hin und höre die Lieder des Bergmanns und den Schall seiner Harfe; man sehe sein frohes Gesicht und seinen Reihetanz! Klagt er, daß er so unglücklich ist, wie der Philosoph ihn mahlt? Mit Freuden endet er seine Schicht, und mit Freuden widmet er seinen Sohn, den er so gern recht glücklich wüßte, einem ähnlichen Schicksal.

Und dann! lasset nicht durch Phantasien uns verführen, wo Thatsachen reden! Wenn wir die Bücher der Geschichte aufschlagen, so sagen sie uns: der Mensch war von jeher in keinem Zustande das, was er vermöge dieses Zustandes seyn könnte, oder was man denken sollte, daß er seyn müßte. Rousseau und die übrigen Feinde der Gesellschaft, schmücken den sogenannten Stand der Natur, oder doch den ihm ähnlichen Zustand der Nomaden mit den mannigfaltigsten Reizen aus. Freilich, so lange die Phantasie ihn mahlt, ist er ein Paradies. Den Naturmenschen hungert — da reifen ihm eben die Aepfel entgegen. Er sehnt sich nach dem

Ge-

Genusse der Liebe, — da ist die noch schüchterne, mit aller Jugendfülle aufblühende Gattinn! Er will ausruhen vom Genuß seiner Freuden, — da stehn schattigte Gesträuche am Bach, das Murmeln der kleinen Silberwellen wiegt ihn ein, der Zephyr kühlt ihn! Der Hirt sucht Weide für seine Heerde, — da sind unabsehbare Thäler mit Kräutern und Blumen, wie mit einem Teppich bedeckt! Er will die Raubthiere verscheuchen — da steht die junge, von der Natur schon halb zum Bogen gekrümmte Eiche, neben ihm die Linde, die ihm den Bast zur Sehne beut. — — Welch ein entzückendes Leben! Aber was ist es auch anders, als ein Roman? — Mir fällt eben Sprengels Geschichte der Europäer in Nordamerika in die Hände; es ist Schade, daß ich dort den Roman nicht finde! Die Worte lauten also:*) „Die nördlichen „Esquimaux wohnen einzeln und nähren sich kümmerlich von rohem Wildpret und von Fischen. „Sie verlangen bei einer Blase von Thran, weder Wein, Bier noch Brandwein. Wenn „die Stürme lange auf der Küste wüten, oder

*) S. 1. Th. S. 28.

„der selbst den Nordländern tödtliche Frost zu
„lange anhält, finden sie nicht einmal diese elen-
„de Nahrung. — Der Hunger zwingt sie in der
„äußersten Noth zuweilen, ihre Kinder aufzu-
„fressen, ihre Alten zu erschlagen, welche mit
„den Früchten ihrer eigenen Arbeit nicht mehr
„ihren Magen füllen können; ja, wie auch zu-
„weilen die Aleuten thun, sich selbst zu verwun-
„den, um mit ihrem eigenen Blute ihr trauriges
„Leben um einen Tag zu verlängern." — Von
dem allen steht keine Sylbe in der Schilderung
des glücklichen, ungeselligen Lebens!

Oder könnten wir nicht auch ein Bild von
dem Wohlseyn des bürgerlich geselligen Men-
schen entwerfen, in dem wir die Stellen, die un-
ser Ideal verunstalten würden, übermahlten?
Wäre es nicht ein tausendmal reizenderer An-
blick? Der Mensch mit seines Gleichen verbun-
den, um sein Glück und seinen innern Werth
bis zur höchsten Stufe, die ihm die Natur ver-
stattet, zu erheben! Nie ist er verlegen, woher
er die Befriedigung seiner Bedürfnisse nehme;
seine Brüder hatten sie ihm längst bereitet. Seine
Tage verschwinden ihm unter unendlichen Freu-
den! Alles, was er thut, verbessert seinen Zu-

stand,

stand, und — was seine Seele ungleich mehr erquickt — es gereicht zum Besten seiner Zeitgenossen und einer noch glücklichern Nachwelt. Sein Herz, das von Wohlwollen aufschwillt, findet tausend Gegenstände, es zu üben. Zwar ist nirgends ein Unglücklicher, dem er Balsam in die Wunden gießen, Trost in die Seele reden, Muth und Entschlossenheit einhauchen könnte; aber allenthalben sind Wonnetrunkene, deren Freuden er noch erhöhen kann, durch Unterricht, durch Theilnehmung, durch Liebe. Er entwirft den Plan zu irgend einer großen, edlen, menschenbeglückenden That, — tausend Hände sind bereit ihn zu unterstützen. Sein Unternehmen ist glücklich vollendet, ihm schallt von allen Seiten der Dank seiner Mitbürger entgegen; er kann die Seligkeit nicht fassen, er knieet nieder vor dem Gott, der ihm Segen verlieh, und neben ihm knieen seine Brüder, alle reines Herzens wie er, alle voll hohen Andachtsgefühls, wie er; ihre Freudenthräne im Auge erhebt in seiner Brust das Gefühl der Anbetung und des Dankes gegen den Unendlichen. Die engen Grenzen, die seinem Erdenleben gesteckt sind, dünken ihm nicht enge zu seyn; seine

Thaten erhalten noch lange sein Andenken im Segen. — — Ich kann den Roman nicht enden! das Herz pocht mir bei dem Gedanken, daß wir noch so unendlich weit von diesem Ideale der bürgerlichen Gesellschaft entfernt sind. — Erreichen wird es das Menschengeschlecht auf dieser Erde nie — wir sind Menschen! Aber sollten wir ihm nicht mit der Zeit noch näher rücken? Und warum stehen wir noch so fern?

Was hindert uns, die Wahrheit zu gestehen? — so tief uns auch immer dies Bekenntniß demüthigen mag! Wir haben bis jetzt nur immer noch wenige Schritte über die Barbarei hinausgethan! Wir sind aufgeklärt, gesittet, verfeinert; aber wir sind es nur in Vergleichung mit denen, die es vor uns weniger waren, oder es neben uns noch sind. Unsere Erleuchtung, auf die wir oft so stolz sind, ist Morgendämmerung, die den Menschenfreund, der seine Nebenmenschen so gern glücklich sähe, mit einiger Hoffnung des kommenden Tages labt. Unsere gerühmte Weisheit steckt nur noch in Büchern, und auch da noch meistentheils mit genugsamen Schlacken vermischt. Unsere Sitten sind milder, aber auch die verkapp-

kappten Gifte sind tödtlich. Wir haben die eisernen Fesseln der Barbarei nicht abgelegt, wir haben sie nur hie und da vergoldet, und harmonisch damit klimpern gelernt. Wir haben gute Grundsätze gefunden; aber wir zucken die Achseln, wenn es zur Anwendung kommt. Wir haben zehn Irrthümer geschmiedet, um ein System zu unterstützen, und schmieden zehn Systeme, um einen Irrthum zu halten. Wir würden über viele Grundsätze selbst in unsern hochgerühmtesten Wissenschaften erschrecken, wenn wir sie ein einzigesmal ohne Glas besähen. Noch ist das menschliche Geschlecht — in keinem Lande in der Welt — mit dem Manne im aufgeklärten Genusse zu vergleichen, wie Herr Adelung meint. Es hat, wie er selbst anmerkt, bei weitem noch nicht den Grad der Kultur erreicht, der ihm möglich wäre. — Was tröstet uns bei dieser traurigen Wahrheit, außer dir, Tochter des Himmels, Erquickung des Leidenden, Führerin zum Leben — Religion!

(Der Beschluß künftig.)

Ueber

Ueber den Untergang des Römischen Reichs, und der Niederlassungen der Barbaren.*).

Brief eines Herrn von Stande an seinen Sohn.

Du hast nunmehr, mein Sohn, den Umfang der alten Geschichte, unter der Anführung deines Lehrers, geendigt; deinen Unterricht in der Neuern will ich selbst über mich nehmen. Das Entstehen der jetzigen Europäischen Nationen, der Ursprung unserer Gesetze, unserer Sitten

*) Dieser und der folgende Brief sind der Anfang eines englischen Werkes, welches unter dem Titel: The history of modern Europe with an account of the decline and fall of the Roman Empire and a view of the progreſſ of Society from the *fifth* to the *eighteenth* Century, in a ſeries of letters from a Nobleman to his Son zu London heraus-

Sitten und Gebräuche, der Fortschritt des gesellschaftlichen Lebens, der Künste und Wissenschaften, sind Gegenstände, die deine vorzügliche Aufmerksamkeit fordern, und deren Untersuchung bei einem bloßen Stubengelehrten eben nicht in den besten Händen seyn möchte. —

Europa ist der Schauplatz, wo sich, sowohl in den älteren als neueren Zeiten, der menschliche Geist im vortheilhaftesten Lichte gezeigt hat, und wo

herausgekommen, und nun schon seit drei Jahren zum zweitenmale aufgelegt ist. Ich werde von demselben eine Uebersetzung unter dem Titel: Die Geschichte des heutigen Europa, nebst einer Betrachtung über die Abnahme und den Untergang des Römischen Reichs, und einer Uebersicht des Fortschritts der Gesellschaft vom fünften bis zum achtzehnten Jahrhundert in einer Reihe von Briefen eines Herrn von Stande an seinen Sohn, liefern; und theile hier diese Probe davon mit, da ich voraussetzen darf, daß der Inhalt nicht nur, sondern auch die Manier des Verfassers meinen Lesern Unterhaltung gewähren, und vielleicht manchen auf das Ganze desto aufmerksamer machen wird.

wo das gesellschaftliche Leben zu seiner vollkommensten Gestalt gedieen ist. Die Geschichte desselben wird uns daher alles darbieten, was wir zum Studium des Menschen und der Reiche bedürfen. Ich werde indessen dein Augenmerk auch dann und wann auf die übrigen Theile des Erdbodens lenken, damit du einen allgemeinen Begriff, wenigstens von dem Zustande des Ganzen bekommst. Ehe ich aber zur Geschichte des heutigen Europa fortschreite, wird es nöthig seyn, dir eine kurze Uebersicht der alten Einwohner desselben, und ihres Verhältnisses gegen die Reiche der jetzigen Nationen ins Gedächtniß zurück zu rufen.

Die Bewohner des alten Europa kann man in drei Klassen theilen, in Griechen, Römer und Barbaren, oder diejenigen Völker, welche die beiden ersteren mit diesem Namen belegten, weil sie weniger gebildet waren, als sie. Mit der Geschichte der Griechen und Römer bist du vollkommen bekannt, und dies ist ein Feld, das in jeder Rücksicht zu ausgedehnt ist, als daß wir es hier ebenfalls mit einem flüchtigen Blicke durchlaufen könnten. Ich will dich daher blos

erin-

erinnern, daß die Griechen es in der Kultur, unter allen Nationen des Alterthums, am weitesten gebracht hatten, und ohngefähr eben den Erdstrich bewohnten, der jetzt unter dem Namen der Europäischen Türkei bekannt ist; daß sie, als das Sittenverderbniß bei ihnen einriß, gleich den meisten Nationen in Europa, Asien und Afrika, von den Römern überwunden wurden; daß die Römer, nachdem sie Griechenland unterjochet hatten, ihre Waffen gegen die nördlichen Völker, oder Barbaren, gegen die Gallier, Britannier und Germanen wandten, die sie sich gleichfalls großentheils, durch ihre Ueberlegenheit in der Kriegskunst, aber nicht so leicht, wie die weichlichen Wollüstlinge im Orient, unterworfen. Eine einzelne Schlacht war nicht genug, das Schicksal eines Königreichs zu entscheiden. Diese tapfern und unabhängigen Völker, wann sie gleich öfters unterlagen, ergriffen jedesmal ihre Waffen mit neuem Muthe, und vertheidigten ihre Besitzungen und ihre Freiheit mit hartnäckiger Entschlossenheit. Allein, nach langem heftigen Kampfe, bei welchem so viele von ihnen auf dem Schlachtfelde gefallen, und viele in die Sklaverei waren geschleppet wor-

den, ergab sich den Römern ein elender Rest; unterdessen andere auf den Gebirgen ihre Freiheit retteten, oder ihre Zuflucht zu den unzugänglichen Einödden im Norden nahmen. Hier lebten sie in Wäldern und von der Natur befestigten Oertern, umgeben von Seen und beeisten Küsten, bis die Zeit den Samen der Verheerung gereifet hatte. Da brachen sie hervor, gleich einer überströmenden Fluth, zertrümmerten alles um sich her, und verwüsteten die fruchtbarsten Provinzen des Erdballs; sie stürzten das ungeheure Gebäude des Römischen Reichs, das Werk und die Bewunderung so vieler Jahrhunderte, um, und rächten das menschliche Geschlecht an diesen Mördern. Auf die Trümmern derselben pflanzten sie neue Reiche und Sitten, und vollendeten so die merkwürdigste Revolution in der Völkergeschichte.

Hier, mein Sohn, müssen wir einen Augenblick stehen bleiben, um die moralischen und politischen Ursachen dieser großen Begebenheit, und ihren Einfluß auf den Zustand der Gesellschaft zu bemerken.

Sobald die Römer den nördlichen Theil von Europa unterjochet hatten, fingen sie an, ihn

zu bilden. Sie verpflanzten in die überwundenen Provinzen ihre Gesetze, Künste, Wissenschaften, Sprache und Litteratur. Manche haben geglaubt, es sei dies ein vollgültiger Ersatz für den Verlust ihrer Freiheit und Unabhängigkeit gewesen; du aber, hoffe ich, wirst ganz anders darüber urtheilen, so groß auch immer deine Achtung für den Namen der Römer seyn mag.

Gute Gesetze sind ein wesentliches Erforderniß zu einer guten Regierungsform, Künste und Wissenschaften sind es zum Glück einer Nation, und Gelehrsamkeit und Politur ist es zur Veredlung des menschlichen Geistes. Aber dies alles, wenn es den Wohlstand eines Volkes befördern soll, muß die Wirkung des natürlichen Fortschrittes der Kultur, und nicht einer von außen gewirkten Gährung oder fremden Gewalt seyn.

Man kann die Früchte des Sommers auch im Winter durch die Kunst zur Reife bringen; aber der Lauf der Jahrszeiten ist nöthig, um ihnen ihre eigenthümliche Annehmlichkeit, ihre völlige Größe und ihren natürlichen Wohlgeschmack zu geben. Der freiwillige Ertrag des Waldes, wenn er gleich ein wenig herbe ist,

hat doch den Vorzug vor allem, was auch immer eine so gewaltsame Kultur erkünsteln mag; und die angeborne Würde, die natürlichen Sitten und die rohen Tugenden der Barbaren überwiegen alles, wozu der Sklave je kann erzogen werden. Wenn ein Mensch genöthigt ist, Ehre und Einfluß von einem Gebieter zu erwarten, den Schwachheiten desselben zu schmeicheln und seinen Unwillen zu fürchten, so tritt List an die Stelle der Weisheit, und Cabale an die Stelle der Tapferkeit; das Gemüth verliert seine Schnellkraft, das Herz seinen Edelmuth, und der Mann, indem er ist verfeinert worden, ist nichts, als herabgewürdigt.

Diese Wahrheit wurde vielleicht nie auffallender durch Beispiele belegt, als in der Geschichte des Römischen Reichs. Der nachtheilige Einfluß seiner Regierungsform beschleunigte mehr, als irgend ein anderer Umstand, seinen endlichen Untergang. Denn obgleich die überwundenen Völker, durch jene Mittel, leichter in der Unterwürfigkeit erhalten wurden; so wurden sie auch eben dadurch unfähiger, einem auswärtigen Feinde die Stirn zu bieten; und man

kann

kann sie als abgestorbene Glieder des Staats-körpers betrachten, durch welche die Größe desselben wächst, ohne daß seine Stärke durch sie vermehrt wird. In der That folgte ein Anschein von Wohlstand auf die Verheerungen des Krieges; die verwüsteten Städte wurden wieder aufgebaut, und neue angelegt; die Bevölkerung wurde blühender, die Kultur erhöht, die Künste verschönert; aber der kriegerische und unabhängige Geist des Volks war in wenigen Jahrhunderten so gänzlich erloschen, daß sie, anstatt, gleich so vielen ihrer ruhmwürdigen Ahnen, den Tod der Sklaverei vorzuziehen, geduldig ihren Nacken unter jedem Tribute beugten, den ein raubsüchtiger Statthalter, ihnen aufzulegen für gut fand; und die Nachkömmlinge jener stattlichen Helden, die das Schlachtfeld den Römischen Legionen unter einem Cäsar und Germanikus streitig gemacht hatten, waren unfähig, sich dem Ueberfall herumstreifender Rotten von undisciplinirten Barbaren zu widersetzen. Ihre Kraft, für sich selbst zu denken und zu handeln, war dahin! daher wurden alle dem Römischen Joche unterworfenen Provinzen dem ersten dem besten,

der sie angriff, zum Raube, sobald sich das kaiserliche Heer aus ihnen zurück gezogen hatte.

Auch trugen noch eine Menge anderer Ursachen zum Untergange des Römischen Reichs das ihrige bei.

Rom war seine Herrschaft eben so sehr den Sitten, als den Waffen seiner Bürger schuldig. Die Erhabenheit ihrer Grundsätze, ihre Freiheits- und Vaterlandsliebe, ihr Durst nach Ruhm, ihr Ausharren unter Beschwerden, ihre Verachtung der Gefahr und des Todes, ihr Gehorsam gegen die Gesetze, und mehr, als das alles, ihre kriegerische Mannszucht, hatte die Eroberungen der Römer ausgebreitet und zusammen gehalten. Die unleugbaren Ungerechtigkeiten der unumschränkten Volksgewalt (denn ich rede von den Zeiten der Republik) wurden mit einer gewissen Majestät bedeckt, welche selbst Tyrannei ehrwürdig macht; aber ihre Regierungsform nährte in ihrem Busen den Samen der Zerstörung. Die unaufhörliche Eifersucht zwischen dem Senate und dem Volke, denen keine dritte Kraft das Gleichgewicht hielt, machte den Umsturz der Republik unvermeidlich, sobald die Sitten in Verfall gerie-

geriethen; und der Verfall der Sitten war eine unausbleibliche Folge von der Plünderung Griechenlands und der Unterjochung Asiens, von der vergifteten Verfeinerung des erstern, und dem Einfluß der Reichthümer des letztern.

Der Untergang Carthago's und die Verbannung der Gallier aus Italien, ob sie gleich die glücklichsten Begebenheiten in der Römischen Geschichte zu seyn scheinen, trugen dennoch das ihrige zur Umstimmung der Sitten und zum Erlöschen der Römischen Freiheit bei. So lange Carthago stand, wurde die Aufmerksamkeit aller Parteien auf diese Nebenbuhlerin gelenkt; sich zu vertheidigen, oder dem Feinde Abbruch zu thun, war das einzige Bestreben der Römer; und so lange die Gallier noch festen Fuß in der Nachbarschaft von Rom hatten, wurden die Bürger durch das Gefühl einer gemeinschaftlichen Gefahr mit einander vereinigt; aber kaum waren ihre Besorgnisse hinweggeräumt, so war auch das Volk schlechterdings nicht mehr im Zaum zu halten. Ehrsüchtige Männer zogen ihren Vortheil so gut sie konnten von ihrer Ungebundenheit, und Parteien empörten sich gegen Parteien.

Es entstand das Bedürfniß eines Oberhaupts, um sowohl den Greueln des Bürgerkrieges Grenzen zu setzen, als auch dem Staate Festigkeit und Schnellkraft zu geben. Interesse und Eitelkeit schuf Höflinge; Uebermacht oder Furcht schuf Sklaven. Das Volk wurde von dem Argwohn des Despotismus entwaffnet, und durch das Beispiel eines zügellosen Hofes verderbt. Ueppigkeit und Ausschweifungen, ja fast jegliches Laster ging auf dem Throne im Schwange.

Eine neue Quelle des Untergangs eröffnete sich von selbst. Einige der Thronfolge halber entstandene Streitigkeiten brachten die Armee auf den Gedanken, daß die Alleinherrschaft in ihren Händen wäre, und von der Zeit an verkaufte sie dieselbe an den Meistbietenden. Sie spielte nun mit dem Leben ihrer Fürsten, wie sie es sonst mit den Gesetzen der Republik gethan hatte; sie schuf blos Kaiser, um Geld von ihnen zu erpressen, und mordete sie denn, um gleiche Summen von ihren Nachfolgern zu erhaschen. Kaiser wurden Kaisern entgegengesetzt, und Armeen erstritten ihre Ansprüche gegen Armeen. Mit dem Gehorsam war alle Kriegszucht verschwun-

schwunden. Staatskluge Prinzen arbeiteten daran, sie wieder herzustellen, aber vergeblich; ihr Eifer, die alte kriegerische Verfassung aufrecht zu erhalten, fruchtete nichts, als sie der Wuth der Soldaten auszusetzen; der bloße Name der Mannszucht war die Losung zum Aufruhr. Die Kriegsheere Roms bestanden nun nicht mehr aus freien Männern, die ein kriegerisches Leben freiwillig gewählt hatten, sondern aus Söldnern, die man in den Provinzen geworben, oder aus Barbaren, die man durch Bestechungen in den Dienst gelockt hatte, weil sie tüchtiger waren, die Beschwerden eines Feldzugs zu ertragen. Ihre Soldaten waren nicht mehr zur Vertheidigung des Vaterlands gewaffnete Bürger; sie waren die Unterdrücker desselben, bevollmächtigte Räuber, die unersättlich nach Beute dürsteten.

Um dem unaufhörlichen Hochverrathe des Heeres, besonders der prätorianischen Cohorte, vorzubeugen, nahmen die Kaiser ihre Söhne, ihre Brüder, oder wem sie sonst sich anvertrauen konnten, zu Mitregenten an, und jeder Kaiser erwählte einen Cäsar oder Thronfolger. Auf gleiche Weise theilten, folglich schwächten sie die

Macht, welche sonst die Befehlshaber der Prätorianer (die damaligen Grosveziere) hatten, indem sie viere statt eines einzigen ernannten. Durch diese Mittel wurde der kaiserliche Thron sichrer; die Kaiser bekamen die Freiheit, in ihren Betten zu sterben, die Sitten wurden milder, und es wurde weniger Blut von wilder Grausamkeit vergossen; aber der Staat wurde durch den grenzenlosen Aufwand ausgezehrt, und an die Stelle der alten Unterdrückung trat eine neue Gattung derselben, die für die Menschheit nicht weniger schimpflich, als die vormaligen Blutbäder, war. Sonst waren die Soldaten die Tyrannen gewesen, nun wurden es die Fürsten; die Ursach und die Weise war verändert, aber die Wirkung blieb dieselbe. Eingeschlossen in den Mauern eines Pallastes, umgeben von Schmeichlern und Weibern, und in die Weichlichkeit des morgenländischen Luxus versunken, regierten diese Beherrscher des Reichs im Geheim mit aller Undurchdringlichkeit und Arglist des Despotismus. Ungerechte Richtersprüche in rechtlicher Form schienen blos den Tod aufzuschieben, um das Leben desto elender, und aus dem Daseyn eine Gnade zu machen.

Nichts

Nichts wurde gesagt, alles wurde zu verstehen gegeben, jeder, der in großem Ansehen stand, wurde angeklagt: der Krieger und der Staatsmann sahen sich täglich dem Ohrenbläser preis gegeben, der nicht Geschicklichkeit hatte, dem Staate selbst zu dienen, und auch nicht Edelmuth genug, um es zu verschmerzen, daß ein anderer ihm mit Ehren diente.

Die Verlegung des kaiserlichen Hofes nach Constantinopel war ein neuer Schlag für die Größe und Sicherheit Roms; denn die alten gedienten Legionen, die an den Ufern der Donau und des Rheins eine Schutzmauer gewesen waren, wurden nun nach dem Orient versetzt, um andere Grenzstädte zu bewachen, und Italien, das nun seiner Einwohner und Reichthümer beraubt war, sank in den Zustand einer höchst vernichtenden Schlafsucht. Durch asiatischen Pomp in einen Lustgarten verwandelt, und mit Landhäusern, die jetzt von ihren wollüstigen Einwohnern verlassen waren, übersät, wurde diese sonst so fruchtbare Landschaft unfähig, sich selbst zu erhalten, und wenn die Erndte in Sicilien oder Aegypten mißrieth, so brütete der Pöbel nichts als Aufruhr.

Diese Uebel, welche aus der Verlegung des kaiserlichen Hofes flossen, wurden durch die, welche die Religion veranlaßte, noch um ein Großes vermehrt. Schon längst hatte das Christenthum sich in dem Reiche verbreitet; nun bestieg es den Thron. Die Christen waren so lange verfolgt worden; nun kam die Reihe, zu verfolgen, an sie. Die Götter Roms wurden öffentlich gehöhnt, ihre Bildsäulen wurden zerbrochen, ihre Priester wurden gemißhandelt. Es wurden Strafgesetze gegen den alten Götzendienst gegeben, und Todesstrafen auf die Opfer gesetzt, die vormals das Gesetz verordnet hatte; die Altäre des Siegs wurden umgestürzt, das Creuz wurde an ihre Stelle gepflanzt, und zur Fahne aufgesteckt, statt des Triumph gewohnten Adlers, unter dem die Welt war überwunden worden. Ja, der Eifer der königlichen Neubekehrten vergaß so sehr alle Schranken, daß zu einer Zeit, da das Reich von Feinden, wie von einer Sündfluth, überschwemmt war, keine Obrigkeit ihr Amt verwalten, kein Richter eine Untersuchung anstellen, selbst kein Soldat in Reihe und Glied treten durfte, ohne zuvor die neue Religion beschworen zu haben. Schreck-

liches

licher Haß und unvertilgbare Erbitterung bemächtigten sich aller Gemüther gegen einander. Die Heiden gaben den Christen alle ihre Unglücksfälle Schuld, und triumphirten mitten in ihrem größesten Elende, als ob ihre Götter in Person gekommen wären, sich an den Zerstörern ihrer Altäre zu rächen; unterdessen die Christen behaupteten, daß der Ueberrest des Heidenthums allein den Grimm des Allmächtigen entzündet habe. Beide Parteien waren mehr mit ihren Religionsgezänken, als mit der allgemeinen Wohlfahrt beschäftigt, und, das Elend dieses unglücklichen Volkes vollzumachen, fingen die Christen an, unter sich sich selbst uneins zu werden. Es entsprangen neue Sekten, neue Streitigkeiten traten an die Stelle der alten, es rasete neue Eifersucht und tiefer Haß; und es wurden die nemlichen Strafen über die Ketzer und über die Heiden verhängt. Eine allgemeine Bigotterie würdigte die Gemüther der Menschen herab. Bei einer zahlreichen Reichsversammlung wurde es auf die Bahn gebracht, daß, da es drei Personen der Gottheit gebe, man auch drei Kaiser haben müsse. Man hob Belagerungen

rungen auf, man gab Städte hin, um einen Splitter verfaultes Holz, oder ein verdorrtes Gebein zu gewinnen, wovon man meinte, daß es irgend einem Heiligen oder Märtyrer zugehöre. Die weibische Weichlichkeit des Zeitalters besudelte es mit diesem kindischen Unsinn, und Feldherrn, die mehr schwach als menschlich waren, setzten sich hin und weinten, wenn sie ihre Heere hätten zum Sieg führen sollen.

Der Charakter des Volkes, dem die Römer die Spitze bieten sollten, war in aller Absicht der Contrast von dem ihrigen. Diese nördlichen Abentheurer, oder Barbaren, wie man sie nennte, athmeten nichts als Krieg; ihr martialischer Geist war noch in seiner vollen Blüthe; sie suchten ein milderes Klima, und einen fruchtbarern Boden, als es ihre Wälder und Gebirge waren; das Schwerdt war ihr Recht, und sie übten es ohne Vorwurf ihres Gewissens, als das Recht der Natur. Barbaren waren sie ohnstreitig, aber sie waren dem Volke, welches sie überfielen, sowohl an Tugend als an Muth überlegen. Einfach und streng in ihren Sitten kannten sie den Namen des Luxus nicht; so wenig sie auch haben mochten, so war es genug für ihre außer-

ordentliche Mäßigkeit; abgehärtet durch Mühseligkeiten und Beschwerden, schien ihrem Körper für Krankheit und Schmerz kein Gefühl übrig geblieben zu seyn: Krieg war ihr Element, sie lachten der Gefahr und gingen dem Tode mit Zeichen der Freude entgegen. Ob sie gleich frei und unabhängig waren, so waren sie doch unzertrennlich an ihre Führer geknüpft; denn sie folgten ihnen aus Wahl, und nicht aus Zwang; nur die Tapfersten wurden immer der Befehlshaberstellen gewürdigt. Auch waren dies nicht ihre Tugenden alle; sie zeichneten sich durch die Unverletzlichkeit des Ehebettes, durch ihre edelmüthige Gastfreiheit, und durch ihren Abscheu vor Betrug und Falschheit aus: sie besaßen überdies viele Maximen der bürgerlichen Klugheit, und es fehlte ihnen nichts, als die Aufklärung des Verstandes, die sie auf die wahren Grundsätze des gesellschaftlichen Lebens geleitet hätte.

Was konnten die uneinigen, weichlichen und nun feigen Römer einem solchen Volke entgegen setzen? Nichts als Schrecken und Thorheit, oder, was noch schimpflicher war, Verrätherei. Sie begriffen bald, daß der Kampf im Felde zu ungleich

gleich war, und versuchten daher den einbrechenden Feind mit Geld zu befriedigen; allein ein solcher Friede konnte nicht wohl von langer Dauer seyn, so lange die Verkäufer desselben im Stande blieben, ihn mehr als einmal zu verkaufen. Uebermacht ist selten gerecht. Diese willkürlichen Schatzungen wurden in einen Tribut verwandelt, der als eine Schuldigkeit eingefordert wurde; und wenn man die Zahlung verweigerte, oder von der gewöhnlichen Summe etwas abbrach, so wurde Krieg angekündigt. Tribut wurde auf Tribut gehäuft, bis die Schätze des Reichs versieget waren. Man nahm endlich zu einem andern Hülfsmittel seine Zuflucht; es wurden große Haufen Barbaren in Sold genommen, und andern Barbaren entgegen gestellt. Diese, der alten Römersitte so ganz entgegengesetzte Vertheidigungsart war der gegenwärtigen Lage der Sachen angemessen, sie endigte aber in gänzlichem Untergange. Diese Hülfsvölker wurden bald die gefährlichsten Feinde des Reichs. Kaum waren sie mit dem Luxus, den Reichthümern und der Weichlichkeit der Römer bekannt, so wandten sie ihre Waffen gegen ihre Gebieter, und luden ihre Landsleute ein,

zu kommen, und mit ihnen den Raub eines seiner großen Vorzüge unwürdigen Volkes zu theilen. Sie waren zugleich mit dem geringen Reste von Kriegskunst, der sich noch bei den Römern erhalten hatte, bekannt geworden, und dies, vereint mit ihrer natürlichen Unerschrockenheit, machte sie völlig unwiderstehlich. Nun nahm man seine Zuflucht zu einem dritten, des Römischen Namens noch unwürdigern Rettungsmittel seine Zuflucht: die Kaiser bedienten sich gegen die Fürsten, oder Heerführer, deren Waffen sie fürchteten, des Meuchelmords; sie verbargen ihn unter der Larve der Freundschaft, und verübten ihn unter dem Schutze des geheiligten Gastrechts! zur Zeit gesellschaftlicher Freuden und an der festlichen Tafel!

Dieser teuflische Kunstgriff, die Treulosigkeit und andere unmännliche Laster der Römer verursachten nicht blos den gänzlichen Umsturz ihres Reichs, sondern auch die meisten Grausamkeiten der Ueberwinder. Von Rachsucht sowohl, als von dem Durste nach Eroberungen und Beute entflammt, waren die unbiegsamen und stolzen, übrigens aber von Natur edelmüthigen Barba-

ren, eben so taub gegen Friedensvorschläge, als gegen die Stimme des Flehens. Ueberall wurde auf ihren Zügen ihr Fußtritt mit Blut bezeichnet. Die fruchtbarsten und volkreichsten Provinzen wurden in Wüsteneien verwandelt. Italien, und Rom selbst, wurde mehr als einmal geplündert. Neue Ueberschwemmungen aus entlegenern und rauhern Erdstrichen vertrieben oder vertilgten die vorigen Besitzer, und Europa wurde allmählig verheert, bis der Norden durch das Ausströmen seiner Hunderttausende am Volke erschöpft, und das Mordschwerd des Verwüstens müde war.

In wenig mehr, als einem Jahrhundert nach der ersten Ueberschwemmung waren kaum noch einige Ueberreste von den Gesetzen, Künsten, Sitten und der Litteratur der Römer auf unserem Welttheile zurückgeblieben. Die Westgothen hatten sich in Spanien festgesetzt, die Franken in Gallien, die Sachsen in den Römischen Provinzen des südlichen Britanniens, die Hunnen in Pannonien, die Ostgothen in Italien und den angrenzenden Provinzen. Ueberall hatten neue Regierungsformen, Gesetze, Sprachen, neue Sitten, Gewohnheiten, Trachten, neue

Na-

Namen von Menschen und Ländern die alten verdrängt. Der Zustand von Europa hatte sich gänzlich verwandelt.

In wiefern diese Verwandelung zu bedauren sey, ist eine Frage, die vielleicht schwer zu entscheiden ist. Das Menschengeschlecht war durch die Unterdrückung des Römischen Despotismus so sehr unter seiner Würde herabgesunken, daß wir schwerlich mit irgend einem, noch so gewaltsamen Mittel, wodurch diese Bürde hinweggeschaft oder erleichtert wurde, unzufrieden seyn können. Aber das ist doch bei dem allen zu bedauren, daß diese Revolution das Werk von Nationen seyn mußte, die so wenig durch Wissenschaften erleuchtet, und für das gesellschaftliche Leben gebildet waren: denn die Römischen Gesetze, ob sie gleich zum Theil verderbt waren, bleiben doch im Ganzen die besten, die je menschliche Weisheit ersonnen hat; und die Römischen Künste und Litteratur, so sehr sie auch auf Abwege geriethen, waren doch noch vortrefflicher, als alles, was rohe Nationen erfunden, oder die, die jene unter die Füße traten, Jahrhunderte hindurch hervorgebracht haben.

Die Verachtung der Barbaren gegen die Römische Aufklärung muß indessen nicht ganz ihrer Unwissenheit, noch die Beschleunigung der Revolution ihrer verheerenden Wuth zugeschrieben werden. Ein Theil der Schuld fällt auch auf die Sitten der Ueberwundenen. Hätten sich die Römer nicht in dem herabgesunkensten Zustande des Nationalverderbnisses befunden, so würden sie unausbleiblich ihre Ueberwinder umgebildet haben: hätten sie nur einige männliche Tugenden unter sich erhalten gehabt, so würden sie dieselben unter dem Schutze ihrer eigenen Gesetze haben fortsetzen dürfen. Viele von den nordischen Heerführern waren Männer von großen Talenten, und manche waren sowohl mit der Staatsverfassung als mit der Litteratur der Römer bekannt; aber sie fürchteten mit Recht den verderblichen Einfluß des Römischen Beispiels, und deswegen flohen sie alles, was mit diesem Namen in Verbindung stand, es mochte schädlich seyn, oder nicht. Sie erbauten eine Hütte neben dem Pallaste, rissen das prächtige Gebäude nieder und verschütteten mit den Trümmern desselben die schönsten Werke menschlicher Erfindung; sie aßen aus hölzernen Gefäßen,

und ließen die Ueberwundenen aus silbernen Geschirren speisen; sie hetzten den Eber auf den wollustathmenden Blumenbeeten, in den zierlichen Gärten und auf den Lustplätzen, wo die Weichlichkeit zu schwelgen oder der Müßiggang zu schlummern gepflegt hatte; und sie weideten die Heerden, wo sie hätten einen reichlichen Ueberfluß einärndten können. Sie untersagten ihren Kindern die Kenntniß der Römischen Litteratur, und aller schönen Künste, weil sie, zwar nicht unwahrscheinlich, aber doch ein wenig übereilt, aus der weibischen Weichlichkeit der Römer schlossen, daß die Wissenschaften darauf abzielten, den Geist zu entnerven, und daß der, der unter der Ruthe des Pädagogen gezittert hat, sich nie getrauen werde, einem Schwerdte mit unerschrockenen Auge entgegen zu gehen. Aus eben dem Grundsatze verwarfen sie die Römische Rechtsgelehrsamkeit. Diese überlies der persönlichen Rache nichts; deswegen schlossen sie, nicht eben unphilosophisch, daß sie dem Manne seine Thatkraft rauben müsse; auch konnten sie nicht begreifen, wie der Beleidigte anders Genugthuung erhalten könne, außer wenn er seine Wuth an dem Beleidiger ausließe. Und hier

 liegt

liegt der Ursprung aller der gerichtlichen Zweykämpfe, und der Privatfehden, die Europa so viele Jahrhunderte hindurch verwüstet haben.

In dem weitern Faden der Geschichte werden wir Gelegenheit finden, zu bemerken, wie aus dieser Finsterniß Licht, aus dieser Verwirrung Ordnung, und aus dieser Barbarei Geschmack hervorging; wie Genie und Pracht sich auf neuen Bahnen verbreitete, wie sie zu einer Zeit galten und zu einer andern ausgezischt wurden; wie die Söhne dazu kamen, eben die Litteratur, die ihre Väter verbannt hatten, zu vergöttern, und über die Trümmern der Statuen, Gemählde und Gebäude, die sie nicht hinstellen konnten, bitterlich zu weinen; unter Schutthaufen und hundertjährigem Staube nach den Idealen ihrer künftigen Nachahmungen zu wühlen, und sich durch eben die Künste zu entnerven, die die Römer entnervt hatten.

Zu gleicher Zeit müssen wir einen Blick auf das System der Staatsverfassung und Gesetzgebung werfen, welche die Barbaren in ihren ersten Niederlassungen eingeführt haben.

Ueber das System der Staatsverfassung und Gesetzgebung, welches die Barbaren in ihren Niederlassungen in den Römischen Provinzen einführten.

Zweiter Brief.

Die alten Gallier, Britannier, Germanen, Skandinavier und alle die Nationen des nördlichen Europa, hatten einen gewissen Grad der Gleichförmigkeit in ihrer Regierungsform, in ihren Sitten und Meinungen. Derselbe ursprüngliche angestammte Charakter und der nämliche Grad von Aehnlichkeit war ebenfalls noch unter ihren spätern Nachkömmlingen, welche unter dem Namen der Gothen und Vandalen das Römische Reich umstürzten, kenntlich. Wie jene, ausgezeichnet durch die Liebe für den Krieg und für die Freiheit, durch den Grundsatz, daß das

Recht blos von der Uebermacht abhange, und daß der Sieg ein untrüglicher Beweis der Gerechtsame sei, waren sie alle gleich kühn im Angriff der Feinde, und im Sträuben gegen die unabhängige Gewalt irgend eines Einzelnen. Sie waren selbst in einem Zustande der Unterwürfigkeit frei. Ihre ursprüngliche Regierungsform war eine Art von kriegerischer Democratie unter der Anführung eines Generals oder Hauptmanns, der gemeiniglich den Titel eines Königs führte. Geringfügige Dinge wurden von dem Hauptmann entschieden, aber zur Berathschlagung über einen Nationalgegenstand wurde die ganze Gemeinheit versammlet. Die Gewalt ihrer Könige oder Generale, die ihren Rang blos ihren kriegerischen Talenten verdankten, und ihn nie kraft irgend eines andern Anspruchs erhalten konnten, war äußerst eingeschränkt; sie bestand mehr in dem Rechte zu rathen, als in der Macht zu befehlen. Jeder Einzelne hatte die Freiheit zu wählen, ob er an einem kriegerischen Unternehmen Theil haben wollte, oder nicht. Sie folgten daher ihrem Hauptmann, der sie in eine neue Niederlassung führte, aus Neigung, nicht aus Zwang; als Freiwillige, die sich erboten,

mit ihm zu ziehen, nicht als Soldaten, denen er den Marsch befehlen konnte. Was sie eroberten, betrachteten sie als ein gemeinschaftliches Eigenthum, an dem ihnen allen ein Antheil gehörte, weil sie alle beigetragen hatten, es zu erstreiten; und niemanden erwuchs aus einem solchen Besitz eine weitere Verbindlichkeit von irgend einer Art. Jeder war der König von seinem kleinen eigenen Grundstück. Als sie sich aber in den Römischen Provinzen niederließen, wo sie ihre Besitzungen nicht nur gegen die alten Einwohner, sondern auch gegen neue Räuber vertheidigen mußten, sahen sie die Nothwendigkeit ein, sich enger zu vereinigen, und einige von ihren Privatrechten der allgemeinen Wohlfahrt aufzuopfern. Sie fuhren daher fort, den Heerführer, unter dem sie ausgezogen waren, anzuerkennen; sie betrachteten ihn als das Haupt der Kolonie; er bekam den ansehnlichsten Theil von dem eroberten Lande, und jeder freie Mann, oder niedere Offizier und Soldat verpflichtete sich, für den Antheil, den er, seinem kriegerischen Range nach, erhielt, gegen den gemeinsamen Feind auf dem Kampfplatz zu erscheinen.

Diese neue Vertheilung des Eigenthums und die daran haftende Verbindlichkeit veranlaßte den Ursprung einer vormals unbekannten Regierungsform, die man jetzt das Lehnssystem zu nennen pflegt. Die Idee eines Lehnreichs war von einer militärischen Eihrichtung entlehnt. Die siegende Armee kantonirte in den Städten und Dörfern des Landes, welches sie eingenommen hatte, blieb aber dem Heerführer subordinirt, und unter ihre Offiziere vertheilt, die sie sogleich zusammen beriefen, wenn etwa eine Gelegenheit ihre gemeinschaftlichen Kräfte oder Berathschlagungen erforderte. Allein bei diesem System der Staatsverfassung, das für die Nationalvertheidigung oder Eroberung so gut ausgesonnen zu seyn schien, und auf mehrere Jahrhunderte fast in allen Reichen Europens fortgedauert hat, war doch nicht für die innerliche Ordnung und die Sicherheit des Staats hinlänglich gesorgt. Das Band der politischen Vereinigung war zu schwach; die Veranlassungen zu Mißhelligkeiten waren zu mancherlei; und die Keime eines nahen Verfalls waren mit der eigenthümlichen Natur der ganzen

 Ein-

Einrichtung zu genau verwebt. Die Vertheilung des eroberten Landes, welches auf diese Art größtentheils den vornehmeren Offizieren anheim fiel, gab diesen Wenigen ein zu gefährliches Uebergewicht über die Menge. Der König, oder General, wurde durch seinen großen Antheil in den Stand gesetzt, ihm vorher erwiesene Dienste zu belohnen, oder sich andere Leute verbindlich zu machen, in der Absicht, daß sie ihm bei einem künftigen Kriege folgen sollten. Zu diesem Ende vertheilte er seine Ländereien und verpflichtete die, denen er sie überließ, ihn in allen seinen kriegerischen Unternehmungen, bei Strafe des Verlustes ihrer Besitzung, zu begleiten. Die Vornehmeren, oder höheren Offiziere folgten seinem Beispiele, und knüpften die nämlichen Bedingungen an ihre Wohlthaten oder Bewilligung eines Grundstücks, und sie erschienen als eben so viele unabhängige Fürsten an der Spitze ihrer zahlreichen Vasallen, sobald ihr Stolz oder ihr Eigenthum beeinträchtiget wurde. Sie machten dem Oberhaupte seine Ansprüche streitig, sie versagten ihm ihren Gehorsam, oder wandten ihre Waffen gegen ihn. Es wurde auf diese Art

eine mächtige Schutzmauer gegen einen allgemeinen Despotismus in dem Staate gezogen; aber diese Vornehmeren selbst wurden, durch Hülfe ihres kriegerischen Anhangs, die Tyrannen eines jeden kleineren Distrikts, indem sie das Volk der Dienstbarkeit unterwarfen, und sich jeder regelmäßigen Rechtspflege, die sie sich als ein Vorrecht in ihren eigenen Ländereien angemaßt hatten, widersetzten. Auch war dies nicht das einzige Privilegium, das diese übermüthigen Reichen an sich rissen; sie erpreßten von der Krone ebenfalls das Recht, Münzen unter ihrem Namen zu prägen, und ihre Privatfeinde zu befehden.

Vermöge dieser Eingriffe in die königlichen Gerechtsame, erhielten die mächtigen Vasallen von der Krone gewisse Vorrechte auf Lebenslang, und nachmals pflanzten sie dieselben auch auf ihre Erben selbst in Ansehung derer Ländereien fort, die ihnen ursprünglich blos bis auf weiteres Gutbefinden überlassen waren. Sie eigneten sich selbst nicht nur Ehrentitel, sondern auch die ansehnlichsten und wichtigsten Aemter zu, die in vielen Familien sogar erblich wurden. Die

Bande,

Bande, welche die vornehmsten Glieder des Staats mit dem Haupte verknüpften, wurden zerrissen; fast aller Begriff von politischer Unterwürfigkeit ging verloren, und blos ein kleiner Schein von Lehnsverpflichtung blieb zurück. Der so entsprungene Adel strebte öffentlich nach Unabhängigkeit; sie hielten es für Schande, sich als Unterthanen zu betrachten; und ein Königreich von beträchtlichem Namen und Umfang war oft weiter nichts, als eine Scheinmonarchie, die im Grunde aus so vielen besonders abgerissenen Herrschaften bestand, als sie mächtige Baronen faßte. Tausend Fehden und Verbitterungen entstanden unter ihnen und veranlaßten eben so viele Kriege. Daher wurde, unter den Verwüstungen der unaufhörlichen Unruhen, die diese innerlichen Feindseligkeiten veranlaßten, beinahe jede Gegend Europens mit einer Burg neben der andern und mit festen Plätzen übersäet, um die Einwohner gegen die Wuth ihrer Mitbürger zu schützen.

Königreiche, die so getheilt und durch innern Tumult zerrissen waren, sahen sich wenig im Stande, einem auswärtigen Feinde zu widerstehen.

stehen. Die Kriege in Europa dauerten daher, wie wir in der Folge sehen werden, mehr als ein Jahrhundert fort, und glichen mehr den wilden Anfällen herumstreifender Räuberrotten und Banditen, als einem regelmäßigen Unternehmen einer Nationalmacht. Zum Glück für die Nachwelt war indessen der Zustand aller Reiche beinahe derselbe; sonst hätten sie unausbleiblich alle der Raub eines einzigen werden müssen; der unabhängige Geist des Norden wäre auf immer erloschen, und das jetzige Gleichgewicht der Staatsverfassungen in Europa, welches sich auf eine so ehrenvolle Art dem Chaos einer Anarchie entgegengestemmt hat, wäre in ewige Nacht versunken.

Das eigentliche Verfahren der Barbaren, oder nordischen Verwüster, bei ihrer Gerichtspflege, als sie sich zuerst in den Römischen Provinzen niederließen, genau anzugeben, ist ohnmöglich; aber ihre Regierungsform, ihre Sitten und verschiedene andere Umstände lassen uns vermuthen, daß es ohngefähr eben dasselbe war, welches in ihren Stammländern herrschte; wo das Ansehen der Obrigkeit so sehr eingeschränkt,

und die Unabhängigkeit der Einzelnen so groß war, daß sie selten einen andern Schiedsrichter zuließen, als das Schwerdt. „Wir unterwerfen, war ihre Sprache, die Beurtheilung unserer Rechte keinem Menschen, und selbst unter den Göttern berufen wir uns auf niemanden, als auf den Mars.“

Unsere allerältesten historischen Nachrichten rechtfertigen diese Voraussetzung; sie stellen die Ausübung der Gerechtigkeit in allen Königreichen Europens, und die Begriffe der Menschen in Rücksicht auf die Billigkeit wenig anders vor, als die, welche im Stande der Natur herrschen, und die die erste Geschichte der Gesellschaft in allen Ländern verunstalten. Rachbegierde war beinahe die einzige Triebfeder, Verbrechen zu ahnden; und die Befriedigung dieser Leidenschaft war mehr, als irgend eine Rücksicht auf das Wohl und die gute Ordnung der Gesellschaft, der Zweck, und folglich auch die Regel bei Bestrafung derselben. Der, welcher ein Unrecht erlitten hatte, war der Einzige, dem das Recht zustand, den Beleidiger zu verfolgen, die Strafe

zu fordern, oder zu erlassen; und er konnte für jede Beleidigung jegliche, noch so greuliche Genugthuung nehmen. Die Ahndung der Verbrechen, im Namen und mit Vollmacht der Gemeinheit, in der Absicht, andere von der Verletzung der Gesetze abzuschrecken, welche man jetzt mit Recht, als den großen Gegenstand der Gesetzgebung betrachtet, war ein Grundsatz, den man damals äußerst wenig in der Theorie kannte, und noch weniger in Ausübung brachte. Die Richter konnten bei den meisten bürgerlichen und peinlichen Rechtsfällen, selten mehr thun, als den Kampfplatz bestimmen, und dann den Parteien die Entscheidung vermittelst des Schwerdtes überlassen. Der ungestüme und stolze Adel, ungewohnt, sich durch Gesetze einschränken zu lassen, hielt es für entehrend, daß er einem andern das Recht geben sollte, zu entscheiden, welche Genugthuung er haben, oder mit welcher Rache er sich begnügen sollte; er hielt es für eine Schande, an irgend einen andern Richter zu appelliren, als an seinen eigenen rechten Arm. Und wenn ja ein geringerer sich dann und wann einem Urtheilsspruch, oder einem

nem Schiedsrichter unterwarf, so war dies blos das Gutachten des Heerführers, für dessen Tapferkeit sie Achtung hatten, und dem zu gehorchen sie im Felde gewohnt worden waren. Auf diese Art wurde ein jeglicher Hauptmann sowohl der Richter seiner Rotte im Frieden, als ihr Feldherr im Kriege. Die verderblichen Wirkungen dieser Gewalt auf die Regierungsform und auf die Sitten, und die mancherlei abgeschmackten, gerichtlichen Untersuchungsarten, die, so lange jene galt, eingeführt waren, werden wir bei der Geschichte jedes Reichs zu bemerken Gelegenheit haben.

Das Lehnssystem würdigte indessen bei allen seinen Unvollkommenheiten, und bei allen Unordnungen, die daraus entsprangen, auf keine Weise die Menschheit so herab, als die allgemeine Unterdrückung des Römischen Despotismus. Es erhielt die Gemüther der Menschen in beständiger Gährung, und setzte ihr Herz in Bewegung. Wenn die Erbitterung heftig war, so war auch die Freundschaft warm. Der gemeine Mann wurde unglück-

unglücklicher Weise bis zum Sklaven ernie=drigt; aber der Adel wurde bis zu Helden er=höht. Die letzteren machten erforderlichen Falls gemeinschaftliche Sache, und der Kö=nig war, ohne einen förmlichen Vertrag, in der That nichts mehr, als der erste Diener des Staats, und konnte buchstäblich nicht Unrecht thun, wenigstens nicht ungeahndet.

Vereh=

Verehrungswürdiger Freund!

Sie haben mir Erlaubniß gegeben, Ihnen manchmal einige Gedanken mittheilen zu dürfen, welche in einem Lesebuche für Militärschulen als unvermerkte Beiträge ihren Platz finden mögten. Diese Erlaubniß ist mir sehr schätzbar, und von mehr als einer Seite betrachtet, für mich selbst vortheilhaft. Ich habe längst mit Ihnen die Lücke gesehen, die wir in unsern Kriegesanstalten, was die Bildung junger Soldatenkinder zu ihrem künftigen Geschäfte betrift, leider noch antreffen. Der Mängel sind warlich noch sehr viele, und es gehört nicht geringe Mühe dazu, ihnen hinlänglich abzuhelfen. Der Schaden, der aus der vernachlässigten klugen Erziehung zu dem Beruf, dem sie gleichsam mit jedem Jahre entgegen vorbereitet werden sollten, gar zu bald zu entstehen pflegt, greift sehr weit um sich, und richtet viel Verderben an. Größtentheils sind die Mittel nicht gut gewählt, durch die man ihm zu steuern bedacht gewesen ist, —

oft wurden sie zu schnell und zu häufig, — oft zu spät und in zu kleinem Maaß gebraucht.

Ist es Ihnen, mein Bester! nicht sehr oft befremdend gewesen, daß in unserm erleuchteten Jahrhunderte die Erziehung der Soldatenkinder ein gar zu spätes Geschäfte geworden ist? Mir wenigstens war es immer unbegreiflich, daß, da alles von Erziehung schrieb, da man auf die Verbesserung der Schulen so ernstlich bedacht war — da in der That diese eine bessere Gestalt bekommen haben, als sie leider sonst hatten; daß man bei dem allen unsre Militär-Schulanstalten vergaß, oder übersahe, oder vielleicht wohl gar glaubte, daß sie keiner Verbesserung bedürften, — oder daß sie derselben nicht werth wären? Der Fond zur Umschaffung der Regiments- und Garnisonschulen wäre ja verhältnißmäßig eben so leicht herbeizuschaffen gewesen. — Basedow erhielt ungeheure Summen zur Herausgabe seines Elementarwerks, — und sicher würden alle Offiziere der Preußischen Armee mit Freuden ihren Scherf gegeben haben, wenn dadurch der Unterricht der Soldatenjugend verbessert, und sie auf eine kräftigere und

schnell wirkendere Art zu dem vorbereitet worden wäre, was sie seiner Bestimmung nach seyn soll, und was der Staat von ihr verlangt.

Ganz in den neuern Zeiten sind einige patriotische Feldprediger aufgestanden, und haben alles aufgeboten, ihren Militärschulen eine andere, das heißt, bessere und heilsamere Form zu geben. Prozen in Frankfurt an der Oder, Löffler in Berlin, Münnich in Brandenburg, und verschiedene andere Geistliche in der Armee des Königs haben die Bahn geöffnet und muthig betreten, auf welcher man allein den wichtigen Endzweck erreichen wird, dem Staate brauchbarere Soldaten zu erziehen. Doch, wo gerathe ich hin? — — Verzeihen Sie meinem zu warmen Enthusiasmus für das Wohl unserer Jugend, — verzeihen Sie ihm eine Ausschweifung, welche jedoch hoffentlich nicht ganz an ihrem unrechten Orte stehen wird.

Ich mache also von der mir gegebenen Erlaubniß Gebrauch. Erwarten Sie aber nicht zu viel. Materialien, Bruchstücke kann ich Ihnen wohl liefern, — aber das Gebäude werden Sie selbst aufbauen müssen. Ich habe verschiedene Beispiele gesammlet. Sie sind gewiß nicht aus

dem grauen Alterthume. Ich gebe Ihnen Recht, daß besonders aus der neuen Zeit Beispiele gewählt werden müssen. Wahr ist es, was Sie sagen *); Für den gemeinen Knaben ist die alte Geschichte völlig unbrauchbar. Sie hat für ihn nichts von dem Interesse, das sie für uns auf der Studierstube hat. Was weis er vom Epaminondas, von Leuktra und Mantinea, vom Hannibal und Capua?

Je neuer die Beispiele, desto anziehender. — Je näher dem Kinde, dem sie gegeben werden; desto schleuniger erregen sie Aufmerksamkeit, Anstaunen, — den Wunsch, eben so gesinnt zu seyn, und bewirken wenigstens sehr oft ähnliche Tapferkeit, — ähnlichen Muth auf der Stelle.

Hier haben sie also einige Beispiele. Wenn sie Ihren Beyfall bekommen, so soll das Aufmunterung für mich seyn, in der Folge mehrere hinzuzufügen. —

Würde

*) Lesebuch 3. Th. S. 129.

Würde des Soldatenstandes.

Im Jahre 1741 da die Schweden den Russen den Krieg angekündigt hatten, that einer der Vornehmsten in der Versammlung der Stände den Vorschlag — man sollte die Gefängnisse öffnen, alle Räuber, Diebe, gebrandmarkte Bösewichter aus demselben frei entlassen, und sie in Reihe und Glied stellen. — Es wurde der Reihe nach votirt. Viele Stimmen billigten den Vorschlag. Nur ein Deputirter vom Bauernstande stand auf, und legte ihnen die Frage vor: — Meine Herren, was für einen Werth wird alsdenn der Soldat haben, wenn der Abschaum der menschlichen Gesellschaft für die Ehre des Staats fechten soll? Allgemeines Stillschweigen war die Folge dieser wichtigen Frage. Die Sache unterblieb.

Es ist bekannt, daß die Spanier in dem gegenwärtigen Kriege mit England, einer großen Anzahl von Missethätern die Freiheit geschenkt haben. Allein zur Belagerung Gibraltars sollten 1400 dergleichen den ersten Sturm wagen.

Unverständige Tapferkeit.

Ich habe einmal, ich weis nicht wo, den Gedanken gelesen, daß die Tapferkeit bei den meisten Soldaten nichts als eine blinde Brutalität sey. Der Gedanke ist wahr. Ein Paar Beispiele mögen ihn rechtfertigen.

Im Jahre 1757 sollte unter drey Soldaten einer gehängt werden. Sie mußten also mit Würfeln auf der Trommel losen. Der erste warf vierzehn. Der zweite siebzehn. Der dritte nahm mit so unverschämter Dreistigkeit, als hätte er nichts zu befürchten, die Würfel in die Hand, schleuderte sie hin, und warf sechs. Zum Teufel, sagte er, wenn ich um Geld spielte, würde ich nicht einmal so glücklich seyn.

Nach dem Hubertsburger Frieden saßen vier Soldaten des Regiments B * *, welche einen gefährlichen Complot gemacht hatten, als Rädelsführer im Gefängniß, und wurden durch Geistliche zum Tode zubereitet. So oft der ehrwürdige Pater kam, — Sie waren katholisch, — fand er sie beim Spiel. Der erste ging mit

seinem

seinem Beichtvater hinter den Schirm, und kam absolvirt an seinen Spieltisch zurück. Der zweite ahmte seinem Kameraden treulich nach, und jeder nach der Reihe warf die Karten weg, beichtete kniend, und fuhr sitzend fort sein Spiel auszuspielen.

Es ist eine traurige Erfahrung, daß der große Haufe der gemeinen Soldaten die Tapferkeit in ein wildes ungestümes Betragen setzt, das sich von allen gewöhnlichen guten Sitten der Menschheit entfernt, allen Anstand und Ehrbarkeit verachtet, und den Gesetzen der Ordnung und Zucht Hohn spricht. Im Felde und in der Garnison lehrt es die Erfahrung zur Gnüge, wie gewöhnlich dergleichen Begriffe von Tapferkeit sind, und wie so ganz man allen wahren Ruhm verkenne. Grausamkeit gegen den überwundenen Feind; — unmenschliche Härte gegen die Bewohner des feindlichen Landes; — unnöthige Verwüstung der Aecker und Wiesen; — barbarische Mißhandlung der Unschuldigen: — das heißt bei so vielen in der Armee, seine Pflichten als Soldat erfüllen. Und in der Garnison: — da treten so sehr oft schnödes Verhalten gegen

den Bürger — unerhörtes Fluchen und Schwören, — Völlerey und Gottlosigkeiten an die Stelle jener Tapferkeit im Felde!

Der wahre Ruhm des Soldaten besteht in der muthigen Erfüllung dessen, was sein Beruf und Stand von ihm verlangt, und in der standhaftesten Unerschrockenheit bei hereinbrechenden schleunigen und unvorhergesehenen Gefahren.

Der großmüthige Kosake.

Unter allen Nationen giebt es würdige Menschen.

Ein Kosake kam im siebenjährigen Kriege in ein pommersches Dorf. Er fand eine ganz verfallene Hütte, welche ein Mann und seine Frau, die eben ins Wochenbette gekommen war, bewachten. Alles Vieh war von andern Kosaken fortgetrieben. Die Noth stieg aufs höchste. — Die Hausfrau war schwach; der Vater hatte keine Nahrungsmittel; der Säugling lag ohne Erquickung da.

Dem ehrlichen Russen jammerte der Zustand der hülflosen Familie. Gefühl vertrat die Stelle der Sprache. Seine Augen schwammen von

Thrä-

Thränen. Er sah das Elend, und seine große Seele war alsbald gestimmt, Gutes zu thun. Er eilte zur Wöchnerin, — nahm das Kind in seine Arme, küßte es; — versprach mit Zeichen, der ehrlichen Mutter seinen Schutz. — Er hielt sein Versprechen.

Großmüthig genug, auch des Feindes Noth zu fühlen, wartete er verschiedene Tage lang das Kind mit unglaublicher Sorgfalt; — theilte seine Einnahmen mit der weit kleineren Einkunft der trostlosen Familie. — Seine Kameraden eilten herzu, wollten plündern und rauben. — Er stand vor den Riß; bedeutete ihnen in seiner Sprache das abscheuliche Verhalten, das sie gegen unbewehrte und durchaus schwache Menschen beweisen würden, wenn sie ihrer Wuth freien Lauf ließen. — Mit dem Kinde auf dem Arm erweichte er die Herzen. Sie eilten von dannen. Und er — der großmüthige, der edle Mann, — schied mit Thränen von Mutter und Kind, — da er bei Herannäherung der Preußen scheiden mußte. — —

Edelmuth einer Kompagnie gegen ihren Premier-Lieutenant.

Vor einem Jahre wurde in dem Lager bei * * * ein Oberlieutenant bestohlen. Er behielt nichts mehr übrig. Sein Bedienter, ein Soldat der Kompagnie hörte es. Schnell machte er den Vorfall seiner Kompagnie bekannt. Der Offizier war beliebt. Beliebt durch weise Strenge, durch ein gutes Beispiel, — durch Nachgeben und Sanftmuth.

„Freunde und Brüder, sagte er — unser Lieutenant ist um alles das Seinige bestohlen. Ihr wißt, er ist ein braver und menschlicher Offizier. Ihr liebt ihn alle. Wohlan! wir wollen ihm unsern ganzen heute empfangenen Sold geben.“ —

Alle stimmten bei und gaben ihre Einnahme dahin. Der ehrliche Bursche flog voller Freuden zu seinem Herrn. „Herr Lieutenant, stammelte er, — hier — hier haben Sie unsre ganze am heutigen Traktamentstage erhaltene Einnahme. — Sie sind es werth, daß wir uns Ihrenthalben einige Tage schlecht behelfen. —

Sie

Sie müssen Geld haben — Wir können uns knapper behelfen als Sie." —

Der Lieutenant war wie vom Bliß gerührt — dankbare Thränen standen in seinen Augen. — „Nein, war seine Antwort, — Nein, Kinder, ihr sollt meinethalben nicht darben. Gott wird auch für mich sorgen." Hier schwieg er.

Sein Kompagnie-Chef erfuhr den Hergang der Sache. Er schoß ihm eine Summe Geldes vor, — gab den Soldaten eine ansehnliche Belohnung — und meldete den Vorfall dem Generallieutenant von * * *

Dieser große General erstattete dem Kompagnie-Chef das dem Lieutenant vorgeschossene Geld so gleich, — machte den Anfänger der edlen That zum Unteroffizier — und beschenkte die ganze Kompagnie ansehnlich. —

Ahmt — o theuer sey euch diese Pflicht — ahmt diesem guten Manne nach. — Gott sieht alles, — und belohnt alles, zu seiner Zeit.

Wahre Tapferkeit eines Preußischen Offiziers.

Herr von L * * ein Husarenlieutenant vom Z * * Regiment gerieth in der Campagne von 1778 in große Gefahr. Seine Gemeinen stürzten durch die Uebermacht der Oesterreicher. Er allein blieb übrig. Fünf Wunden hatte er gefühlt, und dies Gefühl aus Pflicht unterdrückt. Er schwang seinen Degen — brauchte ihn bei der sechsten Wunde noch stark genug, — sank aber bei der siebenten kraftlos dahin. — Der Oesterreichische Husarenoffizier nahm ihn gefangen — umarmte ihn, und sagte von ähnlicher Tapferkeit in ähnlichem Fall durchdrungen — Kamerad! du hast brav gethan. Herr von L * * genaß von seinen Wunden, wurde ausgewechselt, — und erhielt von der ganzen Armee das Lob eines außerordentlich tapfern Offiziers.

Anekdote der Zärtlichkeit eines preußischen Soldaten beym Ausmarsch aus Berlin, im Jahr 1778.

Am 10ten April 1778 stellte sich unter den Linden in Berlin das Infanterie-Regiment

von B * um aus Berlin zu Felde zu ziehen. Ein alter Grenadier stand unerschrocken. — Aber, das Gefühl der Menschheit erwachte, als er seine Frau mit seinem Sohn von einem Jahre auf dem Arme zu sich eilen und drängen sahe. — Das Kind streichelte dem Graubart die Backen — die Mutter weinte laut. — Nu!! sagte der Preußische Held! Nu! — was weinst du Frau? Lebt nicht Gott, wenn ich sterbe? — Er küßte die Frau, und herzte das Kind.

Was mag der ehrliche Vater da gefühlt haben?

Schöne That eines Soldaten aus dem vorigen Jahrhunderte.

Der Marschall von Luxemburg kommandirte im Jahre 1675 unter der Oberaufsicht des Prinzen von Conde die Armee in Flandern. Auf dem Marsche sahe er einige Soldaten, die sich von der Armee entfert hatten. — Er schickte einen Offizier mit Mannschaft hinter sie her. Sie kamen zurück bis auf einen, welcher ins Korn lief. Der Marschall (damals Graf von Bouteville) ritte — da es eben der feindlichen

Grenze

Grenze wegen nicht weit war, schleunig hinter her, und machte dem Pflichtvergessenen viel Drohungen. — Dieser antwortete ihm ganz kaltblütig — Es wird Ihnen gereuen, Marschall, wenn Sie Ihre Drohungen erfüllen.

Der Marschall ließ ihn arretiren, und der Soldat kam zurück. — Er erhielt Regimentsstrafe, jedoch wurde er seines ehemaligen Wohlverhaltens wegen, nicht zu hart gezüchtiget.

Einige Wochen nachher belagerte die Armee die Stadt Fournes. Der Marschall gab einem Offizier den Befehl, ihm aus seinem Regiment einen unerschrockenen, tapfern Soldaten auszusuchen, den er zur Ausführung eines gefährlichen Unternehmens gebrauchen wollte, dabei versprach er ihm — dem Soldaten hundert Louis d'or zur Belohnung zu geben.

Der Hauptmann wählte den obigen Soldaten — Er war willig, — nahm 30 von seinen Kameraden mit — und führte die gefährliche Sache glücklich aus.

Der Marschall von Luxemburg ließ ihm unter großen Lobeserhebungen die hundert Louisd'or auszahlen.

Augen=

Augenblicklich theilte sie der Soldat unter seine dreißig Kameraden aus. — Der Marschall hörte es und eilte zu ihm. — „Kennen Sie mich, sagte er, kennen Sie mich? — ich bin grade der, den Sie vor einigen Wochen strafen ließen. Erinnern Sie sich noch, daß ich Ihnen damals sagte, Sie würden es bereuen." — — Aeußerst gerührt machte ihn der Marschall auf der Stelle zum Offizier.

Worin liegt das Schöne? — Der Soldat war uneigennützig — und doch tapfer.

Entschlossenheit.

Bei der Belagerung von Schw ** wurde ein Mousquetier des ** Regiments bei dem Angriff gefährlich verwundet. — Man beklagte ihn unter andern darum, daß er sehr viel Blut verlöre. — Er antwortete: — das bedeutet nichts, — das Regiment hat seine Schuldigkeit gethan.

Ein Grenadier von eben diesem Regiment bemerkte, daß sein Hauptmann, der hinter ihm kam, niederfiel. Sogleich reichte er ihm die rechte Hand, um ihn aufzuheben. In

dem Augenblick fuhr ihm eine Musketenkugel durch diese Hand. Ohne sich darüber zu verwundern, oder zu beklagen, gab er ihm nun die Linke, und half ihm auf.

Ehre.

Die Ehre ist eine Münze, die dem Staate am wenigsten kostet — und doch bleibt sie die mächtigste Triebfeder zu großen Dingen. Die Hoffnung einer Krone von Lorbeerblättern erzeugte in dem alten Griechenland und Rom mehr tapfere Thaten als wir jetzt kaum mit allem Golde aus Peru hervorbringen würden.

Die Preußen belagerten im siebenjährigen Kriege * *. Der Offizier, der sie kommandirte, ließ den Grenadieren eine ansehnliche Summe Geld anbieten, wenn einer von ihnen das Herz hätte, die erste Faschine in den Graben zu werfen, welcher dem ganzen Feuer der Belagerten ausgesetzt war. Keiner von ihnen stellte sich dazu ein. Dem General fiel ein solches Betragen auf, und ließ ihnen nochmals befehlen, seinen Willen zu thun. „Nun wollen wir unsre Pflicht thun, sagte einer

von

von ihnen, da unser General es befiehlt. Nur für Geld muß man von uns nichts fordern, was wir ohnehin als tapfre Kerls zu leisten schuldig sind.

Edelmuth.

Ein Grenadier des Br ** Regiments befand sich auf der Schloßwache zu Berlin. Eine Nothwendigkeit führte ihn an einen geheimen Ort. Hier fand er eine silberne Uhr. Schleunig brachte er sie dem wachthabenden Capitain. Nach einigen Stunden meldete sich der rechtmäßige Besitzer derselben, ein Unteroffizier des Bornst ** Regiments, und nahm sein Eigenthum wieder zurück. Zur Dankbarkeit bot er dem Grenadier ein Geschenk an. Dieser weigerte sich aber gänzlich es anzunehmen, ward — als jener in ihn drang, sehr aufgebracht und sagte in Ungestüm: es wäre ja eine Schande, wenn ich Geld von Ihm nähme, es ist ja seine Uhr. Es ist mir lieb, daß ich sie Ihm habe wiedergeben können.

Kaiser Joseph ehrt das Andenken des Feld-Marschalls Schwerin.

Es war in Böhmen 1757 den 6ten Mai, da mit den Silberlocken von 72 Heldenjahren, Feldherr Schwerin in der Schlacht bey Prag, als eben die Sache seines Königs fürchterlich wankte, sein edles Leben dem Kriegstode verlobte, und mit einer Fahne in der Hand, vor der Spitze der Krieger kühn den engen Leichenweg hinanzog. Drei Kartetschenkugeln trafen den Helden. Er fällt, die Fahne fällt auf ihn. Seine Krieger, die seine Kinder waren, rächten seinen Tod durch Sieg über ihren Feind. Sein König weint ihm eine Thräne, und gesteht, daß ihm in Schwerin ein ganzes Herr gefallen sey.

Der Nachruhm schrieb Schwerins Namen unter die Sterne. Konnte dem großen Mann von der Erde noch mehr Dank nachgesandt werden? — Es konnte.

Im Jahr 1776 den 7ten December hatte Deutschlands angebeteter Kaiser einen Theil seiner Truppen in den Gegenden versammlet, die

die durch jene große Schlacht berühmt, und von Schwerins Blute benetzt worden sind. Ein schön belaubter Baum bezeichnet die Stelle, wo der Held hinsank.

Unter den Uebungen ziehen alle fünf im Lager befindliche Grenadier-Bataillons an dem Platz vorüber und der Kaiser sprengt heran. Er läßt die Bataillons um den Baum ein Viereck schließen, — tritt selbst in dessen Mitte, und befiehlt dem Generalfeldmarschallieutenant Grafen Nugent, eine dreimalige Generalsalve aus dem kleinen Gewehr und der bey sich habenden Artillerie, nebst jedesmaliger Rührung des Spiels, zu kommandiren, und dadurch das Gedächtniß des edlen Schwerins zu feiern. Bey jeder General-Decharge nahm der Monarch zuerst den Hut ab — die Krieger herum sahen die Perle im Auge des Kaisers zittern, und innigste Rührung griff jedem ans Herz. Da war keiner so roh in dem Viereck, der nicht auf die, Kriegern anständigste Art, die tiefste Empfindlichkeit geäußert hätte.

Der Monarch ließ auch noch jeden Grenadier, der Mitkämpfer an jenem heißen Tage war, und sich noch unter dem Bataillon befand, zum dankbaren Andenken mit einigen Dukaten beschenken.

Vielleicht, theurer Freund! vielleicht sind Ihnen diese Beyspiele — zur beliebigen Auswahl — nicht unwillkommen.

Sie dürfen mir nur einen Wink geben, und ich schicke Ihnen wieder eine Lieferung.

Koblank.

Beitrag zur Charakteristik der großen Städte und des Großstädters.

Jede große Stadt hat ihre Eigenthümlichkeiten. Auch das flüchtigste Auge bemerkt sie, weil sie oft zu auffallend sind, als daß es darüber hinweg schlüpfen könnte. Der Philosoph begnügt sich aber nicht, sie blos wahrgenommen zu haben, sondern er spürt ihrer Quelle nach, und findet sie in dem Nationalgeist, in der Regierungsform, in dem größeren oder geringeren Alter, in den Schicksalen und in ähnlichen bleibenden oder vorübergehenden Umständen, die ihren Einfluß auf die Verfassung der Stadt und auf den Geist, wie auf den Zustand ihrer Einwohner haben. So groß indessen die Verschiedenheit ist, die durch alles dies unter mehreren großen Städten bewirkt wird, so sind sie doch alle große Städte, das heißt, es wohnt eine

große Menge von Menschen aus allerlei Klassen in ihnen nahe bei einander. Und blos dadurch muß unter allen großen Städten eine gewisse Aehnlichkeit entstehn, die der Aufmerksamkeit des Beobachters höchst würdig ist.

Die Politiker wurden dies vorlängst gewahr, und haben nicht vergessen, es bei ihrer Rechenkunst mit in Anschlag zu bringen. Allein aus dem moralischen Gesichtspunkte hat man bis jetzt noch wenig darauf geachtet. Und doch müßte, dünkt mich, nicht nur die Menschenkenntniß überhaupt, sondern auch die Gesetzgebung, die Polizeiwissenschaft und die Sittenlehre, bei der Aufsuchung der moralischen Aehnlichkeit großer Städte, manchen Vordersatz zu fruchtbaren Schlüssen gewinnen.

Ich würde mich freuen, wenn ich vielleicht, durch diesen hingeworfenen Gedanken, irgend einem Manne, der die dazu erforderlichen Kenntnisse hat, Veranlassung gäbe, der Sache weiter nachzudenken, und das Studium der Menschheit durch die Resultate seiner Untersuchungen zu bereichern. Ich selbst kann nichts weiter als einen unvollkommnen Versuch — denn bloß dafür gebe ich das folgende Charaktergemählde

aus

aus — in diesem weitläuftigen Felde liefern. Um etwas vollständigeres zu leisten, müßte ich unter andern auch viele große Städte gesehn, wenigstens bessere Schilderungen von denselben, als wir bis jetzt noch besitzen, verglichen haben. Vielleicht ist indessen auch dieser Versuch nicht ganz uninteressant!

Ich erinnere nur noch — was für Leser, die nicht an Mißdeutungen gewöhnt sind, kaum einer Erinnerung bedarf, — daß nicht alles, was ich hier vom Groß- und Kleinstädter sage, von jedem Einzelnen gilt. Die Erfahrung lehrt, daß nicht der Aufenthalt allein die Bildung eines Mannes entscheidet. Man kann in Amsterdamm so gut ein Einsiedler, als auf dem platten Lande ein Großstädter seyn. Wenn ich daher von Kleinstädtern rede, so meine ich damit blos die Bewohner kleiner Städte, die sich nicht durch persönlichen oder geistigen Umgang mit den Großstädtern auf ihren Ton umgestimmt haben. Und ich gebe gern zu, daß auch das, was ich das eigentliche Großstädtische nenne, bei ganzen Klassen von den Einwohnern großer Städte, durch individuelle Denkungsart, durch Bücherlesen, durch Nachdenken und s. w. bis zum Verschwin-

den weggeschliffen seyn kann und wirklich weggeschliffen ist. Diese Ausnahmen beweisen aber nichts gegen die Regel, die vom Ganzen gilt; und mit diesem habe ich es allein zu thun.

Der Großstädter hat überall einen Reichthum von Begriffen vor dem Kleinstädter voraus. Das Erstaunen, welches diesem die Augen und den Mund aufreißt, wenn er irgend etwas ungewöhnliches sieht, findet man nie in dem Gesichte des erstern. — Eine große Stadt ist eine kleine Welt. Alle Erfindungen, alle Kunstwerke und Künsteleien, alle Vergnügungsarten, alle Klassen von Menschen sind da zusammengedrängt. Fremde, aus allen, oft den entferntesten Gegenden, halten sich da des Vergnügens oder Geschäffte halber auf. Die Gesellschaften sind gemischter, die Gespräche mannigfaltiger, die Auftritte des Lebens abwechselnder. Der Geist wird aufs vielfältigste in Thätigkeit gesetzt, und ununterbrochen mit neuen Begriffen genährt. In der großen Stadt weiß der Knabe von tausend Dingen — von guten und bösen — zu reden, die dem Manne, der an einem kleinen Orte grau geworden ist, nie

zu Ohren gekommen sind. Ich habe schon bei einer andern Gelegenheit angemerkt, daß deswegen der Großstädter nicht durchaus verständiger seyn muß, als der aufgeklärte Mann auf dem Dorfe oder in einem kleinen Orte; aber mehr Begriffe hat er unstreitig, wenigstens mehr anschauende Begriffe. Denn die beste Beschreibung gewährt nie die Genauigkeit und Lebhaftigkeit des Anblicks. Daher zeichnen sich auch die Produkte großer Städte so merklich aus. Eine Schrift, ein Kunstwerk, selbst Arbeiten der mechanischen Künste bekommen unausbleiblich ihr großstädtisches Gepräge. Mehr Mannigfaltigkeit der Ideen, mehr Leichtigkeit der Zusammensetzung, mehr Bestimmtheit in einzelnen Zügen ist die Folge des häufigern Anschauens. Hogarth und Chodowiecki wären niemals Hogarth und Chodowiecki geworden, wenn jener nicht in London und dieser nicht in Berlin gelebt hätte. Selbst Schränke und anderes Hausgeräthe werden in der kleineren Stadt vielleicht fleißiger und dauerhafter gearbeitet;

*) Lesebuch für alle Stände 3. Th. S. 26.

aber man giebt ihnen in der größern eine gefälligere Form.

Dagegen ist es schwerer in großen Städten sich den festen Hinblick auf einen Gegenstand, die angestrengte Aufmerksamkeit, das eigenthümliche Gepräge des Selbstgedachten zu verschaffen. Das Auge, das von Jugend auf gewohnt ist, bald hiehin bald dorthin zu gaffen, gelangt nur durch Mühe dahin, den Blick auf das zu heften, was es eben sehen soll, oder will. Eine Universität in einer großen Stadt wird schwerlich Gelehrte der ersten Größe ziehn. Für Gymnasien und Schulen, wo die Zöglinge nicht eine akademische Ungebundenheit genießen, ist, wie für Männer, deren Charakter schon gebildet ist, die großstädtische Zerstreuung weniger gefährlich. Wille und Strange setzen uns durch den Fleiß ihrer Kupferblätter in Erstaunen, ohnerachtet sie in Paris und London leben; aber dieses eiserne, hartnäckige Ausdauern bei einer Arbeit ist eine Folge ihres Kunstgenies, dessen Enthusiasmus wohl größere Hindernisse als die großstädtische Veränderlichkeitssucht überwinden kann. Bei dem Gelehrten hat es einen weniger

sicht-

sichtbaren Einfluß, wo er lebt, wenigstens in seinen Schriften. Die meisten Fächer der Gelehrsamkeit liegen nicht in der wirklichen, sondern in der Ideenwelt, und die erbaut sich ein jeder nach dem Maße seiner Kräfte, und je nachdem es seinem Herzen gelüstet. Und doch giebt es auch kleinstädtische Schriften, wie kleinstädtische Reverenze; zumal in denen Fächern, die mit dem Leben enger zusammenhängen. Wer Shakespear's, Moliere's, Lessings Schauspiele lieset, braucht von dem Leben dieser Männer nie eine Sylbe gehört zu haben; einen Umstand aus demselben weiß er gewiß: — daß sie die Luft irgend einer großen Stadt geathmet haben.

Je kleiner das Städtchen, destomehr ist alles nach der Regel! Ein Aermel wie der andere, eine Haube wie die andere, ein Knix wie der andere. Selbst im Tone der Stimme pflegt eine Gleichförmigkeit zu herrschen, die schlechterdings nicht zu verkennen ist. In fünf kleinen Städten, die in einem Kreise von fünf Meilen liegen, kann man vielleicht fünf verschiedene Accente unterscheiden; in jeder einzelnen reden die Eingebornen, wie aus Einer Kehle. In einem Städtchen

chen der Oberlausitz, wo die Leute singen, statt zu sprechen, mußte ich mich bisweilen umsehen, um zu wissen, ob ein Mann oder ein Mädchen hinter mir spräche. So gleichförmig war überall der Ton! Je größer der Ort, desto weniger Regel! Die Verschiedenheit der Menschen macht, daß der Abstand der äußersten Grenzen zu groß ist, als daß die Einerleikeit darin noch sichtbar werden könnte. Die Leute können weniger auf einander sehen; es durchkreuzt sich alles auf hunderterlei Weise; es kann weder jeder bleiben, was er ist, noch werden, was der andere ist. Es giebt in kleinen Städten so gut Narren als in großen, aber sie tragen dort nicht leicht ihre Kappe, wenn sie auf der Straße sind, wie hier; und hier werden sie ihnen im Gedränge alle Augenblicke anders gerückt, als sie sie zu Hause aufgesetzt hatten. Das eigentlich Großstädtische in den Sitten, Manieren, Gesprächen, Trachten, ist das Ungezwungene. Steif und kleinstädtisch ist daher beinahe gleichbedeutend. Die großstädtische Steifheit ist Affektation; die kleinstädtische ist Aengstlichkeit, die sich fürchtet, gegen die Regel zu verstoßen. In Reichsstädten erfordert es die Politik, alles, so viel als möglich,

beim

beim Alten zu lassen, weil jede Neuerung einen Griff an das Herz der Regierungsform droht. Daher hat alles Reichsstädtische seinen eigenen Stempel, der weder groß- noch kleinstädtisch ist, und also nicht hieher gehört.

Es giebt eine gewisse großstädtische Freimüthigkeit, die sich nicht nur im Umgange mit Unbekannten, sondern auch besonders in der Art des Betragens gegen Vornehmere auszeichnet. Man sieht in einem großen Orte täglich fremde Gesichter; man lernt sehr viele näher kennen, man gewöhnt sich unvermerkt, den Menschen in allen Gestalten und Verzierungen wieder zu kennen. Der Rang, der Titel, das Kleid macht auf den Großstädter einen minder mächtigen Eindruck. Er sieht viele Vornehme und Reiche in der Kirche, auf dem Spazierplatze, in ihren Häusern; sie gehen und fahren vor seinem Fenster vorbei; — er wird ihres Anblicks gewohnt. Er erfährt mit unter ihre Schwächen; er hat manchen vielleicht entstehen gesehen und erinnert sich der vergangenen Zeiten, wenn er jetzt die Equipage, die Bedienten, die Prachtzimmer sieht. Der gemeinste Handwerker arbeitet für die großen Herrschaften, er spricht die gnädige Frau

und den gnädigen Herrn; das Gespräch betrift sein Gewerbe, folglich spricht er ohne Zwang; ein beschriebnes Blatt in der Hand berechtigt ihn auch bisweilen wohl, mit Nachdruck zu sprechen. Alles dies ist eine Quelle der Dreistigkeit des Großstädters, und seiner geringeren Aengstlichkeit, wenn er vor dem Höheren steht. Sogar die Kinder sind nur so lange blöde, als sie unter der Führung der Kinderfrau stehen, und die meisten sind es nicht mehr, wenn sie die Amme verlassen. Doch nimmt, da im jugendlichen Alter die Mittelstraße noch schwerer, als im männlichen, zu treffen ist, sehr oft eine gewisse Naseweisheit die Stelle der verjagten Blödigkeit ein. — In der kleinen Stadt ist der Bürgermeister gemeiniglich der vornehmste Mann, den die Einwohner kennen, und das ist auch recht gut. Kommt einmal ein Fremder mit einem mehr ins Ohr fallenden Titel und mit einem gewissen äussern Gepränge hin, so wird er von den ersten des Oertchens mit einer Ehrerbiethung behandelt, die oft durch ihren kleinstädtischen Anstrich ins Lächerliche fällt, aber den gemeinen Leuten einen desto tieferen Respekt einflößt. Sie halten sich auf der Straße in einer gewissen Entfernung

von

von dem vornehmen Herrn, der sich vielleicht desto wichtiger fühlt, weil er diese Ehre in der Hauptstadt nicht gewohnt ist. Man überhäuft ihn mit seltsamen Titeln und demüthigen Formeln, und rühmt ihn noch lange, wenn er sich bis zu einer leutseligen Mine herab ließ. Genau im Gegensatz artet die großstädtische Freimüthigkeit bei dem gemeinen Manne sehr leicht in Ungezogenheit und gänzliche Zügellosigkeit aus, zumal, wenn die Regierungsverfassung und der Nationalgeist nur einigermaßen Frechheit begünstigt und das Gefühl der Subordination verstimmt.

Der Großstädter hat fast nichts um und neben sich, als Menschenwerk. Den Boden, auf den er tritt, haben Menschenhände gepflastert, der Baum, dessen Schatten ihn kühlt, ist von Menschen gepflanzt, gepflegt, verschnitzt. Dem Flusse, den die Natur für ihn ausgegossen hat, haben Menschen einen andern Lauf, ein gekünsteltes Bette gegeben. Den Anblick des großen, weiten Himmels engen ihm Hütten und Palläste ein. In allen seinen Unternehmungen und Geschäften hat er es zunächst mit Menschen zu thun. Natürlich entsteht

dadurch

dadurch in ihm eine gewisse Anhänglichkeit an Menschen und Menschenwerk, die ihm seinen Flug aufwärts zur Gottheit erschwert. Erst fürchtet er Menschen, erst setzt er sein Vertrauen auf sie, ehe er an den Regierer der Welt denkt. Der Landmann und Bewohner einer kleinern Stadt sieht und genießt mehr die Natur; er fühlt sich folglich dem Urheber derselben näher. Alles, was er hat, nimmt er unmittelbarer aus den Händen der Vorsicht. Seine Felder, seine Weinberge und seine Gärten sind wenig anders, als sie Gott gemacht hat, sie leiten also auch leichter das Gefühl auf ihn. Was das wichtigste für ihn ist, Regen und fruchtbare Zeiten, können die Menschen ihm nicht geben, daher buhlt er weniger um ihre Gunst.

In großen Städten kömmt der Mensch eher zum Gefühl seiner Würde! Fast alles, was der menschliche Geist großes und erhabenes, und ungewöhnliches leisten kann, strömt dort zusammen. Man kennt den Gelehrten, der dies oder jenes vortreffliche, bewunderte Buch geschrieben, den Künstler, der sich den

außerordentlichen Beifall erworben hat; man sieht, sie sind Menschen, wie andere, — das erregt wenigstens ein dunkles Gefühl von ähnlichen Anlagen, und von einem ähnlichen Berufe. Daher wird überall der unternehmende Geist in großen Städten reif. Prächtige Palläste, weitläuftige Anstalten, große Maschinen, ungewöhnliche Begebenheiten füllen die Seele mit großen Bildern, stimmen das Herz zu höheren Gefühlen, und wecken mannigfaltigere Ideen. Wer nie große Männer von allerlei Art gesehen hat, wird nie unterlassen, sie sich in seiner Einbildung mit einer Art von Glorie zu umhüllen, sich gegen sie in seiner Kleinheit zu fühlen, und den Flug ihnen nach für Tollkühnheit zu halten. Wer immer von Größe und Hoheit umgeben ist, der strebt — wenn die Natur ihn nicht schlechterdings zum Kriechen bestimmt hat — oft ohne sichs bewust zu werden, empor.

Der Mensch kann nicht alles, was er will, vornehmlich weil er die Mittel dazu nicht kennt, oder scheut. Alle Großstädter werden nicht, was sie werden könnten, desto lieber mögen sie es denn

doch zu seyn scheinen. Daher bei allen, denen es am Verdienste mangelt, der Hang zur Großsprecherei! Sie mögen ihre Hand gern in allem haben! Sie wissen den genausten Zusammenhang von allem; können sich jeden Vorfall auf der Stelle erklären, und sehen schon weit in die Zukunft voraus. Ihre Nachrichten haben sie immer aus einer guten, sichern, hohen Hand. Wohnen sie gar in einer Residenz, so haben sie irgend einen Kanal ins Kabinet, an einen Minister, an diesen und jenen Mächtigen. Kommen sie vollends in eine kleine Stadt, so ist jeder große Mann, den sie etwa einmal am Fenster sahen, ihr Freund, ihr genauer Bekannter, ihr gnädiger Gönner; was ihnen sein Kammerdiener gesagt hat, haben sie von dem Herrn selbst im engsten Vertrauen erfahren. Sie werfen sich gern zu Protektoren auf, wissen die geheimen Triebräder nachzuweisen, und haben immer Geheimnisse zu verschweigen. Jedes Anhängsel von irgend einem Collegium, das von Rechtswegen nicht einmal zuhören darf, wenn die Räthe sprechen, sagt: Wir haben gehört, verfügt, beschlossen!

Diese

Diese Großsprecherei, vereint mit dem verworrenen Begriffe, den man sich in kleinen Städten von der Hauptstadt und dem dortigen Gange der Sachen macht, hat ohngefähr die Folge, die sonst die Prahlereien der Indienfahrer hatten. Alle Welt gerieth in Versuchung, nach Indien zu schiffen, und Reichthümer, Sklaven und Kolonien zu besitzen, die da nur recht drauf warten sollten, daß sie sich irgend jemand gefallen ließe. Ueberall ist in den Provinzen eine Wuth, sich in die Hauptstadt zu drängen. Wer Vermögen hat, den lockt die Lust es zu verthun, wer keins hat, die Lust, welches zu erwerben. In Paris ist es zum Sprichwort geworden, daß die Leute fett aus der Provinz kommen, und mager zurück gehn; und in Berlin weiß ich Fälle, daß Leute, die ich für klug gehalten hatte, unter der Protektion irgend eines Kopisten herkamen, ihres zu machenden Glückes ganz gewiß waren, unterdessen aber ihre mitgebrachten Thaler aufaßen, und endlich unter ihrer hohen Protektion betteln gingen, um nicht zu verhungern. Es darf nur einmal ein Mädchen, dem es gelungen ist, sich bis zum Besitz einiger seidenen Klei-

dungsstücke und zum Range einer Kammerjungfer hinauf zu dienen, aus der Hauptstadt in ihre kleine Vaterstadt zurückkommen, so ist da beinahe niemand mehr sicher, seine Magd zu behalten. Alle wollen sie Kammerjungfern werden, und seidene Kamisöler tragen. Wenn ihnen ihr Plan in der großen Stadt mislingt, so haben sie zuviel Ambition, mit ihren abgetragenen Kleidern zurück zu gehen, und greifen lieber zu den verworfensten Mitteln, ihr Leben zu fristen.

Auf diese Art wird in großen Städten die Anzahl von Müssiggängern täglich vermehrt, und daran ist so niemals ein Mangel; denn es fehlt nie an Leuten, die in Bedienungen stehen, bei denen sie wenig zu thun haben, die von ihren Interessen leben, die auf eine Versorgung lauren, die im Gefolge eines Vornehmen oder Reichen sind. Alle haben sie so viele leere Stunden, und oft leere Köpfe dazu. Was sollen sie thun? die Zeit muß doch hingebracht werden! Der Müßiggang erzeugt, was er allenthalben erzeugen muß, — Laster! Es ist daher kein großer Ort in der Welt, in dem nicht die eigenthümlichen Laster großer Städte zu Hause gehörten. Eben, weil

die

die Menge der Leute, die alle leben wollen, so groß ist, und sichs vom Müßiggange nicht immer leben läßt; so leben sie von den Müssiggängern. Sie erleichtern diesen die Ausübung ihrer Thorheiten und Laster, für ihr baares Geld, und geben ihnen einen feinen und anlockenden Anstrich. Da man aber auch nicht umhin kann, zu fühlen, wie beschwerlich es ist, bei einem eingewurzelten Hange zu Ausschweifungen, die Fesseln der Moral zu tragen; so denkt man auf Mittel, sich solche durch allerlei Kunstgriffe abzustreifen. Man erfindet für das unverdorbene sittliche Gefühl verächtliche Namen, und betäubt damit nach und nach jede Regung des Herzens. Mancher würde vielleicht Gewissen genug haben, seiner Vernunft, und einem alten Reste von guten Grundsätzen zu folgen, wenn er nicht zu viel Ambition besäße, um sich für einen schwachen Kopf halten zu lassen. So wie mancher aus falscher Ehrbegierde mehr Aufwand macht, als seine Börse erlaubt, so macht er aus eben derselben auch Laster mit, gegen die sich im Geheim sein Herz empört. Man weiß sich überdies noch auf andere Weise bei seinen Ausschweifungen eine Art von Beruhigung zu verschaffen.

Man erfindet für die Laster feinere Namen. Galanterie, Witz, Politik, Lebhaftigkeit erlaubt man sich wohl; aber man verabscheut dies alles unter dem Namen der Unzucht, der Zoten, des Betrugs, der Unverschämtheit; und wo die vaterländische Sprache zur Bezeichnung einer Thorheit zu arm ist, nimmt man eine ausländische zu Hülfe. In allen großen Oertern, — Rom und Lissabon nicht ausgenommen, — wird aus dem Laster ein Studium gemacht, die Ausschweifungen werden in ein System gebracht; eine bietet der andern die Hand, und das allgemeine Schild, das sie alle deckt, ist Irreligiosität unter dem Namen der Aufklärung.

Es ist ein Glück für die Menschen, daß sie nicht immer konsequent handeln, und also auch nicht alles das Böse thun, wozu ihre Grundsätze sie leiten müßten. Aber es ist auch das wahrste Unglück für sie, daß sie die Folgen ihrer Trugschlüsse so wenig übersehen, und folglich nicht anstehn, sie zu machen. Der gnädige Herr bedenkt es nicht, daß eben der leichtsinnige Gedanke, worauf er sich mit Gelächter zurückzieht, wenn er seine Galanterien beschönigt, den

Bedienten hinter seinem Stuhle veranlaßt — und seiner Meinung nach berechtigt, ihm die Schränke zu erbrechen, auf seinen Namen zu borgen, seine Familie zu beschimpfen, und jede Art von Ruchlosigkeit, unter der Nachahmung eines gnädigen Gelächters, zu begehen. Daher ist die Klage über die Dienstboten in allen großen Städten so allgemein. Diese Klasse von Menschen, die nicht durch Anstand, nicht durch verfeinerte Begriffe von Ehre und guten Sitten geleitet wird, darf nur den einzigen Damm gegen das Laster, den sie kennt, die Religion, niedergerissen sehen, um jede ihrer niedrigen Begierden zu befriedigen. — Religionsspott in dem Munde des unbärtigen Jünglings, der nie über etwas wichtigers, als über die zierlichste Form seiner Haarlocken im Ernst nachgedacht hat, erregt ein Achselzucken; aber in dem Munde seines Bedienten läßt er die allerabscheulichsten Verbrechen besorgen.

Jede Art von Lastern nimmt in großen Städten ihre eigenthümliche Gestalt an. Bloß davon könnte jemand, der unglücklich genug wäre, sie alle zu kennen, ein Buch schreiben; und sein Buch würde einen unverkennbaren Nu-

zen haben, wenn es — besser abgefaßt wäre, als die Mißgeburten des menschlichen Geistes, die die Hefen des Pöbels aufrühren, um die Einbildungskraft ihrer Nebenmenschen zu besudeln. Ich erwähne hier blos eines Lasters, das jeder in seinen Ausbrüchen leider! kennen lernt, sobald er den Fuß in die Welt setzt, — der Medisance. In kleinen Städten fällt sie mehr ins Kleine. Sie will da eben sowohl, als in den großen, ihre Nahrung haben; da es aber an mannigfaltigen Gegenständen fehlt, so zergliedert man die einzelnen bis auf die kleinsten Nebenumstände. Man läßt sich bis auf das Detail einer Wirthschaft, auf die kleinsten Vorfälle im Hauswesen, auf unbedeutende Possen ein, und redet lange und mit einem Ernste davon, als ob es der Rede werth wäre. In großen Städten hat man zu dergleichen nicht Zeit genug. Ein Modegespräch verdrängt das andere. Es giebt jeden Tag etwas neues zu erzählen, und da man mit einem Dutzend Neuigkeiten allenfalls für einen Abend oder eine Kaffeevisite genug hat, so bleibt eine einzelne nur so lange in dem kurrenten Dutzend, bis ihre Stelle durch eine andere besetzt wird, und ist sie einmal verabschie-

abschiedet, so fällt es niemanden mehr ein, ihrer ferner zu erwähnen. Daher hört man von einer Sache, die alle Gemüther in Bewegung setzte, selten nach vier Wochen noch eine Sylbe. Da sich aber jedes Gerücht so unzählig oft von Mund zu Munde fortpflanzt, so kann es nicht anders, als aufs höchste verunstaltet werden, ehe es seinen Abschied erhält. Jeder setzt von dem Seinen hinzu, oder thut nach Belieben davon. Der eine nimmt eine Möglichkeit an, der andere putzt sie bis zur Wahrscheinlichkeit aus, der dritte verkauft sie schon für Gewißheit, so daß jeder zu bedauern ist, der einmal das Unglück hat, die Fabel einer großen Stadt zu werden. Die allerabgeschmacktesten Lügen verbreiten sich im Hui, und finden Glauben. Man will nicht gern, daß sie falsch wären, weil jeder gern seine Gesellschaft mit einer neuen Neuigkeit unterhalten will; und wenn man sichs nicht getraut, sie für wahr auszugeben, so erzählt man sie doch so lange mit dem Zusatze: „ich kann es nicht glauben," bis sich ein erfinderischer Kopf aufwirft, der ihr ein Gewand borgt, das diesen Zusatz unnöthig macht. An einem kleinen Orte kann es gefährlich werden, auf jemandes Unkosten eine Lüge zu ver-

breiten; wenigstens läuft der Erfinder Gefahr, mit seinem Kredit dafür zu bezahlen. In der großen Stadt hat er nicht zu besorgen, als Urheber seiner Bosheit ertappt zu werden. Da wird alles gleich Gerücht, man sagt sich nicht lange etwas ins Ohr, und dann verbirgt sich der Ursprung der Lüge, gleich den Fabeln des Alterthums, in undurchdringliche Nacht. — Durch das kurze Alter der Gerüchte scheinen sie weniger nachtheilig für den zu werden, den sie treffen; allein gerade das macht sie am gefährlichsten für ihre unschuldigen Opfer. Kein Mensch giebt sich die Mühe, die Wahrheit derselben zu untersuchen. So lange das Gespräch davon dauert, erläutert sich wohl noch bisweilen ein Umstand; so wie aber ein neues Gerücht auf die Bahn kommt, so wird das alte, genau wie es liegt, zur Seite gepackt, und ist denn in den meisten Fällen auf immer abgethan. J. J. Rousseau wurde in Paris von einem großen dänischen Hunde umgelaufen, und in der That durch einen häßlichen Fall übel genug verwundet; allein die Pariser waren damit noch bei weitem nicht zufrieden. Er mußte sich zum allerwenigsten todtgefallen haben. Man erzählte

Um-

Umstände von seinem Unfalle, die entsetzlich waren, und selbst am Hofe sprach man, da er längst wieder hergestellt war, von seinem jämmerlichen Tode, mit einer Zuverlässigkeit, die man kaum durch seine persönliche Erscheinung für widerlegt halten wollte. Aehnliche Gerüchte verbreiten sich in jeder großen Stadt, und bleiben auf immer haften, wenn sie nicht so augenscheinlich, wie Rousseaus damaliger Tod, widerlegt werden können. Wenn in einer kleinen Stadt irgend etwas nachtheiliges von jemandes Charakter gesagt wird, so hat er fast immer Gelegenheit, nach und nach allen seinen einzelnen Mitbürgern von einer andern Seite bekannt zu werden. In der großen Stadt ist das unmöglich. Zehn und mehr tausende sprechen von einem, den sie nie gesehen haben; sie verwechseln ihn vielleicht mit einem andern; man will sie von ihrem Irrthum belehren — es hilft alles nichts: es ist ihnen, wie jenem Richter, zu weitläuftig, alte bestaubte Akten zum zweitenmale vorzunehmen: es bleibt bei der ersten Sentenz!

Man kann in einer kleinen Stadt mit wenigerm Verstande glücklich seyn, als in einer

großen. Was einem am Vermögen abgeht, muß man am Verstande ersetzen, um zufrieden zu leben. Entbehrliche Vergnügungen und unnöthigen Aufwand versagt man sich da leicht, wo man sie von niemand anders, oder doch nur von einer kleinen Anzahl genießen sieht; wo aber so viele Hunderte um und neben uns ihre Begierden befriedigen und uns zur Theilnehmung reizen, kostet es Ueberwindung, sich nicht hinreißen zu lassen, oder es nicht zu bedauren, daß man nicht im Stande ist, sich zu ihnen zu gesellen. Daher fühlen sich wenige Großstädter von der mittleren Klasse glücklich. Machen sie die Thorheiten des Luxus mit, so gerathen sie in eine höchst marternde Unordnung ihrer Finanzen, und enthalten sie sich derselben, so plagt sie nicht selten der Neid noch mehr, als ein ungestümer Gläubiger. Natürlich drückt wirklicher Mangel beim Anblick des Ueberflusses am heftigsten. Einen Hungrigen vor eine wohlbesetzte Tafel stellen, von der er nichts nehmen darf, ist eine von den Qualen des Tartarus.

In großen Städten genießt man mehr Höflichkeiten, man hat mehr Bekannten und soge-

nannte

nannte gute Freunde, aber weniger Freunde, als in kleinen. Je kleiner der Ort ist, desto wärmer sind die Freundschaften. Zwei, drei Familien, die sich dort mit einander verbinden, werden sich bald unentbehrlich. Sie sehen sich oft, und sehen beinahe niemand anders. Es ist kein Vorfall, der sie betrifft, so klein, daß sie sich ihn nicht einander mittheilen sollten. Jedes theilnehmende Gefühl ist ein neues Band, wodurch sie fester zusammen gezogen werden. Es schmeckt ihnen kein seltenes Gericht, wenn sie es nicht gemeinschaftlich verzehren, kein festlicher Tag ist ihnen angenehm, wenn sie sich nicht gesellschaftlich freuen. Mit jedem Tage wird auf diese Art ihre Freundschaft herzlicher, wie sie es aus einem ähnlichen Grunde unter vernünftigen Gatten wird. Man versetze aber eben diese fest verbundenen Familien zugleich nach einer großen Stadt, und ihre Freundschaft erkaltet unausbleiblich. Ihr Umgang dehnt sich aus, jeder neue Bekannte raubt den alten etwas von der Wärme des Gefühls, sollte es auch nur dadurch seyn, daß er sie hindert, sich so oft zu sehen. Sie sind sich nicht mehr ein so dringendes Bedürfniß; es

giebt

giebt der Vergnügungen, der Gesellschaften so viele, die die Zeit hinbringen helfen. Man erfährt, was seinem Freunde begegnet ist, so spät, daß sein eigenes Gefühl schon zu erkalten anfängt; natürlich wird unser Mitgefühl lau. Man liebt sich, aber man wird dieser Liebe nicht froh; man kann den Gedanken an Trennung ertragen; man findet nicht einen wesentlichen Theil seines Glücks in der Freundschaft, weil man ihren Verlust allenfalls zu ersetzen weiß.

Politisch-moralische Erinnerungen nach dem Lateinischen des Fredro.

1.

Was du thust, das thue ernsthaft und mit Anstand, nicht obenhin, nicht flüchtig. Man fällt wohl, wenn man läuft, aber nicht, wenn man kriecht.

2.

Befiehl nichts, bitte nichts, außer was du zu erlangen hoffest. Wer unmögliche Dinge verlangt, will sie nicht haben, und will beleidiget seyn.

3.

Du drohest vergeblich, wenn du nicht gefürchtet wirst. Baue lieber der Verachtung deiner Drohungen vor durch weise Verstellung.

4.

Lobe dich nicht selbst, tadele dich nicht selbst. Jenes gebiert Neid, dieses Verachtung.

5.

Frage nicht zu oft. Stelle dich lieber, als wenn dir die Sache bekannt wäre, ehe du deine Unwissenheit bloß giebst.

6.

Bei schweren oder dir unbekannten Dingen beobachte ein Stillschweigen.

7.

Nicht wenige, die gar zu aufrichtig seyn wollen, sind nicht behutsam genug, und werden ihre eigene Verräther. Die Offenherzigkeit in der Freundschaft verlangt nicht, daß man alles, sowohl was zu sagen, als was zu verschweigen ist, leichtsinniger Weise ausschütte.

8.

Behaupte und verstärke dein Ansehen durch eine öftere Abwesenheit. Ein beständiger Anblick verringert die Hochachtung.

9.

Wenn du Jemanden Erinnerungen zu geben hast, so thue es, so viel möglich, nicht

selbst, sondern durch einen andern, um die Verbitterung zu vermeiden

10.

Gieb keinen Rath, wenn du nicht gewiß weist, daß er gut ist; und auch dann gieb ihn nur, wenn man dich um Rath fraget.

11.

Lege keine Fürbitte für einen andern ein, ehe du nicht wohl überlegt hast: ob sie gerecht ist, und ob sie erfüllet werden dürfte. Dein Ansehen läuft Gefahr, wenn deine Bitte abgeschlagen wird. Hüte dich in solchem Fall ein Fürbitter zu werden.

12.

Streite nicht um ein Wort. Lächle, wenn man dir widerspricht. Gieb dir nicht das Ansehen, als wenn du die Sache allein verstündest. Die Größe des Geistes besteht nicht im Reden, sondern im Thun.

13.

Weise ist der, der zu schweigen weiß. Die Verschwiegenheit ist das Heiligthum der Klugheit.

14.

Was du nicht recht verstehst, das thue nicht in Gegenwart anderer.

15.

Halte geheim, was du gethan hast, noch geheimer, was du thun willst.

16.

Die Gründe, warum du etwas sagst oder thust, führe nicht an, laß sie lieber errathen.

17.

Wenn dir etwas Widriges begegnet, so thu lieber, als hättest du es von freien Stücken übernommen. Laß dirs nicht merken, daß du wider deinen Willen leidest.

18.

Willst du Gefälligkeit mit Gefälligkeit vergüten, so laß eine Zwischenzeit verfließen, damit es nicht das Ansehen einer Vergeltung gewinne, sondern ein Sporn werde zu neuen Freundschaftserweisungen.

19.

Siehe alles, indem du nichts siehest.

20.

Im Unglücke laß keine Niedergeschlagenheit, bei einem Glücksfall keine ausgelassene Frölichkeit an dir merken.

21.

Untersuche an jedem Tage, ob du einen Freund gewonnen oder verloren habest, und sorge, daß du einen gewinnest.

22.

Gebiete die Strafe, sei aber kein Zuschauer, wenn sie vollzogen wird.

23.

Dann und wann auf eine bescheidene Weise widersprechen, ist besser, als beständig einen sklavischen Beifall geben. Jedoch, in den mehresten Fällen, werden von den Menschen, diejenigen für die weisesten, ja auch für die besten gehalten, die mehr nach ihrem Sinn sich bequemen und reden. Die Leute wollen lie-

der betrogen seyn, als etwas hören, das nicht nach ihrem Geschmack ist.

24.

Hüte dich, daß du dich ja niemals beklagest, wenn es gleich deine Ungeduld im Uebermaße des Schmerzes für gut hält. Beklagest du dich, so legst du von freien Stücken ein Geständniß ab, daß dir etwas fehlet. Dies erfahren denn wohl selbst diejenigen, die dich um desto höher achteten, weil sie dich für ganz glücklich hielten; und, — sie schätzen dich nun weniger. Begegne daher jedem mit einer heiteren Miene, als wenn dir alles nach Wunsch ginge. Du kannst zugleich deine Neider durch nichts mehr verwirren, als eben dadurch.

25.

Wenn du strafest, so strafe insgeheim, wenn du schonest, so schone öffentlich.

26.

Die Reden des Volks ertrage so, als wenn du sie gar nicht wüßtest. Verbietest du sie, so

ver-

verbreiten sie sich noch mehr; man hält sie für wahr, sie werden dir schädlich.

27.

Damit du nicht betrogen werdest, so denke zeitig, daß du in Gefahr bist, betrogen zu werden. Weises Mißtrauen ist die Mutter der Sicherheit.

28.

Ueberlege eine Sache lange ins geheim, damit du dich nicht schämen dürfest, etwas Vergebliches unternommen zu haben; was du aber recht überdacht hast, das führe geschwind aus, damit dir nicht ein anderer zuvorkomme.

29.

Muthmaße nicht, sondern sei deiner Meinung gewiß.

30.

Stelle dich zuweilen als wenn du von nichts wüßtest, und dich um nichts bekümmertest.

31.

Beweise dich freigebig. — Dein Vermögen erlaubt es nicht? Niemand ist arm an Worten. Keiner müsse traurig von dir weggehen. Keinem zeige ein mürrisches Gesicht, eine gerunzelte Stirn, selbst alsdann nicht, wenn du mit Billigkeit eine Bitte versagest.

J. A. Schmidt.

Geogra-

Geographische und statistische Nachrichten von dem Königreiche Galizien und Lodomerien *).

Die bei Gelegenheit der letzten Revolution in Polen von dem Hause Oesterreich revindicirten Königreiche Galizien, und Lodomerien, nebst den zweien schlesischen Fürstenthümern Oswieczim und Zator, liegen zwischen dem 35 und 44sten Grade der Länge vom Pariser Meridian, und erstrecken sich vom 48 bis zum 50sten Grade nörd-

 licher

*) Diese Nachrichten, die an Vollständigkeit und Genauigkeit alles übertreffen, was bis jetzt von Galizien und Lodomerien bei uns bekannt geworden ist, verdanke ich nicht nur der Hauptsache, sondern auch selbst größtentheils der Einkleidung nach, meinem sehr werthen Freunde, dem Königl. Preußischen Kommissarius Herrn Hansen, der eine geraume Zeit in den dortigen Gegenden gelebt, und seine

licher Breite. Bis jetzt haben wir von diesem Lande noch keine ganz zuverläßige Charte gehabt. Es ist zwar eine, bald nach der österreichischen Besitznehmung, mit unsäglichen Kosten des Wiener Hofs aufgenommen worden, ihr Stich wird aber aus unbekannten Ursachen noch immer verzögert. Unterdessen ist zu Augsburg vor kurzem eine Charte erschienen, welche nach der damaligen Eintheilung dieses Landes in Kreise und Distrikte, alle Städtchen nach ihrer wahren Lage, nebst der Bemerkung der Poststraßen enthält, und um desto zuverläßiger ist, da sie in der That nach der eben erwähnten auf Kosten des Hofes angefertigten großen Charte, mit Hinweglassung der Dorfschaften in ein kleines Format reducirt worden ist. Sie hat den Titel: Carte nouvelle des Royaumes de Galizie et Lodomerie avec le

districkt

seine Berichte aus den zuverläßigsten Quellen geschöpft hat. Bald nachdem er das Manuscript, welches hier zum Grunde liegt, aufgesetzt hatte, (im Junius 1782) wurde er nach Leverpool gesendet, um in England die Geschäfte der Königl. Seehandlungssocietät zu betreiben.

district de Bukowine, à Augsbourg chés Tobie Conrad Lotter. Es sind bei derselben sogar ganz neue Vermessungen von 1780 und 1781 zum Grunde gelegt worden. Jetzt wird das ganze Land nochmals vom großen K. K. Generalstab in Militärabsicht sehr genau aufgenommen, so genau, daß kein Gebüsch, kein Fußweg, Steg, Hüttchen, kurz keine noch so geringe Kleinigkeit, auf den Charten fehlen darf, worauf erstaunliche Kosten verwandt werden. Der Herr Obristlieutenant von Mieg, der Herr Hauptmann von Waldau, von Harbach und alle Herrn Offiziere dieses Corps, welches hier der große Generalstab genannt wird, sind sehr geschickte Männer, die es in der Kunst zu vermessen, zu zeichnen u. s. w. sehr weit gebracht haben. Die mehresten von ihnen sind überdies so vortreffliche, feine, gesellschaftliche, edeldenkende Männer, daß ich ihr Lob hier nicht verschweigen kann.

Die Gränzen dieser Königreiche sind: gegen Morgen die Moldau, oder der sogenannte Buckowiner Distrikt, welcher dem Hause Oesterreich von der Pforte ist abgetreten worden; dann Podolien und Wolhynien: gegen Mitternacht das

Chelmische, (der Pole spricht Chelm wie Kelm) und Lublinische, und der Weichselstrom: gegen Abend Schlesien, und gegen Mittag Hungarn oder die Karpathischen Gebirge.

Die alte Kreis- und Distriktseintheilung ist durch ein Patent vom 22ten März 1782 aufgehoben, und das ganze Land in achtzehn Kreise eingetheilt worden, zu deren Benennung folgende Städte ihren Namen hergegeben haben: Mislenica, Bochnia, Sanderz, Tarnow, Rzeszow, Dukla, Lisko, Przemysl, Tornaszow, Zamosc, Belz, Brody, Zloczow, Lemberg, Sambor, Mariampol, Stanislawow, Zaleszyk *).

Die

*) Durch die Güte des Herrn O. C. R. Büsching habe ich eine kleine gezeichnete Charte vor mir, auf welcher diese Kreisabtheilung angegeben worden. Es ist dieselbe im 25sten Stücke des zehnten Jahrgangs der wöchentlichen Nachrichten von neuen Landcharten ꝛc. ausführlicher beschrieben und ist eine vortrefliche Reduktion der oben angeführten großen Charte, welche aus 80 Sektionen besteht. Z.

Die Größe dieses Landes erstreckt sich ungleich mehr in die Länge als in die Breite. Da, wo diese letztere am beträchtlichsten ist, beträgt sie etwas über dreißig, und wo sie am schmalsten ausfällt, das ist, wo das Land an Schlesien gränzt, nur acht deutsche Meilen, die Meile zu 4000 Wiener Klaftern gerechnet. Die Länge hingegen, von der Schlesischen Gränze bis an Podolien, beträgt 75 bis 78 Meilen; und der ganze Flächeninhalt des Landes begreift gegen 1400 Quadratmeilen.

Außer dem Karpathischen Gebirge, von welchem es gegen Mittag umschlossen ist, giebt es im Lande keine Gebirge von beträchtlicher Höhe, doch ist es in verschiedenen Gegenden, besonders in Podolien und an der Weichsel, und hin und wieder zwischen Krakau und Jaroslau mit sehr angenehmen und zum Theil ansehnlichen Hügeln untermischt. Allein auch die Gebirge, ob sie gleich gegen Mittag ziemlich rauh sind, sind doch mit Dammerde bedeckt und mit Gehölz bewachsen, ja man findet sogar auf den höchsten Bergen hie und da Moräste.

An Wasser ist nirgends, außer in einigen Gegenden Podoliens, Mangel. Auch ist das

Land

Land mit beträchtlichen Flüssen reichlich versehen. Außer der Weichsel ist der San, Bug, Donajac, (Donajez) Dniester und Wisloka am ansehnlichsten. Die erstern drei sind schiffbar, die übrigen sind es nur zu gewissen Jahrszeiten. Landseen giebt es nicht, an deren Statt aber sehr große, schöne Teiche, wovon die größesten im Lemberger Distrikte sind.

Die Luft ist weder rauh noch ungesund, ob es gleich in verschiedenen Gegenden mitten im Sommer häufige Nebel giebt. Man findet auch viele sehr alte Leute, und die Anzahl derselben würde wahrscheinlich ungleich größer seyn, wenn der unmäßige Gebrauch des Branntweins nicht die stärksten Constitutionen erschütterte. Zu Widlin, einem Dorfe, eine Meile von Jaroslau, starb am 10ten Jan. 1782 der Jude Joseph im 120 Jahre seines Alters. Er war weder groß, noch von starker Natur, hatte drei Weiber gehabt, hinterließ viele Kinder und Kindeskinder und war nur selten krank gewesen. Vor 25 Jahren ritt er noch und arbeitete mit jedem um die Wette. Zu Krakau kenne ich eine Wittwe, die jetzt 136 Jahre alt und noch sehr gesund, munter und bei völligen Geisteskräften ist.

Die

Die Fruchtbarkeit des Bodens ist in den verschiedenen Gegenden sehr verschieden, großentheils aber äußerst gut. In Podolien und dem Tremboweler Powiat ist solche am größten; nach diesen sind die Gegenden ostwärts von Lemberg, und einige Theile des Belzer Kreises die fruchtbarsten. Insgemein wird in guten Jahren das fünfte Korn erzeugt. In sandigten und gebirgigten Gegenden wird sehr wenig Winterfrucht gesäet, und wenn dies geschieht, so erhält man in guten Jahren das vierte, oft auch nur das dritte Korn. Melonen, besonders Wassermelonen, Spargel und dergleichen, wächst in vielen Gegenden wild und sehr häufig. Auf den angenehmen Bergen zwischen Lemberg und der Tobacksfabrik Winicki wächst Rhabarber und dergleichen.

Der Sand fängt schon oberhalb Krakau an, und erstreckt sich an der Weichsel hin. Er verbreitet sich in dem Verhältnisse, in welchem dieser Fluß sich von dem Gebirge entfernt, und ziehet sich bis Zamosc und über Leszainsk gegen Lemberg. Die Gegend von Pokutien zwischen dem Brusk und Dniester ist voll Schieferstein, und hie und da trift man am letztern beträcht-

liche

liche Moräste. Ueberhaupt kann man den Boden dieser Königreiche in Absicht auf die wirkliche oder mögliche Verwendung zum Getreidebau in drei fast gleiche Theile abtheilen: den einen nehmen die Gebirge und Moräste ein, wo der Pflug fast gar nicht angewandt werden kann. Der zweite besteht aus Woll- oder Flugsand, welcher selten das Winterkorn trägt: der dritte endlich ist fruchtbare Erde, die das fünfte bis sechste Korn bringt. Es kommen übrigens alle Arten von Getreide und Hülsenfrüchten fort, am meisten Korn, Hafer und Heidekorn, welches die Hauptnahrung des Landmanns ist.

Die Bienenzucht wird außer dem Antheil von Podolien nicht sehr getrieben, und man will behaupten, daß hier und in der Ukraine ein schöneres Wachs als in den übrigen Theilen gewonnen werde. Der Weinstock will im Lande nicht sonderlich gedeien, ob man gleich hin und wieder kleine Weinberge, selbst noch nördlich in dem benachbarten Polen antrift. Wahrscheinlich würde auch der Weinbau mit Vortheil getrieben werden können, wenn mit der Zeit die Industrie der Nation auf denselben gelenkt würde; wenigstens

hat man von dem Obste bereits eine ähnliche Erfahrung. Man fand es sonst nirgends von sonderlicher Schönheit und sehr schmackhaft; seit der österreichischen Besitznehmung haben aber die Versuche, welche Deutsche gemacht haben, hinlänglich gezeigt, daß nicht sowohl das Klima und der Boden, als vielmehr die allgemeine Nachlässigkeit der Einwohner daran Schuld sei. Eben dies gilt von den meisten Gattungen der Küchengemüse. — Der Brandwein, der so häufig getrunken wird, kommt größtentheils aus Podolien, weil dort das Korn am wohlfeilsten ist.

An Holz ist kein Mangel, allein die gänzliche Sorglosigkeit in Ansehung der Waldungen würde solchen gewiß in kurzer Zeit nach sich gezogen haben, wenn nicht bereits, wenigstens in den Kaiserl. Königl. Forsten eine Waldordnung, von der man sonst nichts wußte, wäre eingeführt worden. Die Gegend von Krakau nach Jaroslau ist zum Theil sehr angenehm, und mit Städten und Dörfern gleichsam besäet, daher man auch dort nur wenig Waldungen sieht, außer auf den reizenden Bergen längst der Weichsel,

die

die theils mit allerlei Holzarten bedeckt, theils felsigt sind.

Außer den Salinen *) giebt es im Lande keinen Bergbau; in der Starostei Nowitarg, in dem Gebirge Ornak und Stara Kobola finden sich aber Spuren, daß daselbst in älteren Zeiten auf edle Metalle ist gebaut worden, und bei der Untersuchung, welche man nach der österreichischen Besitznehmung angestellt, hat sich das dortige Kupfererz Gold und Silberhaltig, auch sonst aller Aufmerksamkeit würdig, gezeigt. Die übrigen gegen Osten laufenden Gebirge versprechen wenig von edlen Metallen, außer jenen in Pokutien, wo auf der gegenüber liegenden Hungarischen und Siebenbürgischen Seite edle Erze brechen.

In

*) Von den Salinen im Königreiche Galizien und Lodomerien, besonders von den merkwürdigsten derselben zu Wieliczka und Bochnia habe ich eine sehr ausführliche Nachricht in dem Berlinischen Magazin der Wissenschaften und Künste, im dritten Stücke, geliefert.

In der vorhin erwähnten Starostei Novitarg befindet sich übrigens ein hoher Ofen, und das daselbst erzeugte Eisen gehört zu dem besten. In der Samborer Oekonomie ist zwar auch ein hoher Ofen errichtet worden; allein der Stein ist nicht reichhaltig. Bei Zidaczow, Lubaczow und Sasow wird Wiesenerz gegraben und daraus ein schlechtes Eisen gemacht. Von sonstigen Mineralien, woraus Schwefel, Vitriol, Alaun und dergleichen gewonnen werden könnte, ist noch nichts bekannt, doch scheinet nur noch nicht hierauf genugsame Aufmerksamkeit verwandt worden zu seyn.

Auf dem K. K. Kammergute Jaworow bei dem Dorfe Sklo, ist ein Schwefelbach, dessen sich viele Leute mit Nutzen bedienen. Bei der angestellten Untersuchung hat man den mineralischen Gehalt desselben mit dem Baadner Bade in Oesterreich völlig gleich gefunden. Bisher waren indessen noch nicht hinlängliche Anstalten getroffen, um ihn gehörig benutzen zu können; nun aber soll ein größeres und schöneres Haus für fremde Badegäste erbaut und für mannigfaltiges Vergnügen gesorgt werden. Die Gegend hat

sonst viel angenehmes; auch ist daselbst eine ansehnliche und schön gebaute K. K. Brauerei und eine Schweizermelkerei, die vortreffliche Butter und Käse liefert. Im Karpathischen Gebirge giebt es an verschiedenen Orten sehr gute Bäder und Gesundbrunnen.

In Pokutien gräbt man schwarzen und grauen Marmor von mittelmäßiger Güte. Kalk und Gyps findet sich sehr häufig; auch giebt es verschiedene gute Erdarten, als Töpferton, Mergel und andere in hinlänglicher Menge.

Das Mineral aber, womit die Natur diese Länder am reichlichsten versehen hat, ist das Salz. Steinsalz findet man bekanntermaßen in den Gruben bei Wieliczka und Bochnia, wo alljährlich ganz füglich sechs bis siebenhunderttausend Wiener Zentner gefördert werden können; und im Jahr 1781 ist bei Bajowa in Pokutien abermals eine dergleichen Grube angelegt worden, welche eine sehr reiche Ausbeute verspricht.

Sudsalz wird in Roth-Reußen sehr häufig erzeugt. Der Fuß des Karpathischen Gebirges von dem Sanfluß an bis an die Gränze der Moldau ist mit Salzgruben angefüllt. In dieser

ser Strecke befinden sich über hundert Salzkokturen, von welchen die beträchtlichsten bei Starasol, Dobromül, Drohobicz, Bobihow, Dolina, Rosmiatow, Nadworno und Kossow sind. In diesen Kokturen werden jährlich sehr leicht eine Million Fässer Salz von anderthalb Oesterreichischen Metzen, oder anderthalb Wiener Zentner jedes Faß, gewonnen.

Von Fabriken und Manufakturen ist noch sehr wenig vorhanden. In der Gegend von Lemberg sind, seitdem in der Stadt alles Bauen von Holz untersagt ist, hinlängliche Kalk- und Ziegelöfen angelegt worden. Die beträchtlichste Glashütte ist bei Lubaschow, und auch diese ist in einem sehr unvollkommnen Zustande. Pottasche wird in Pokutien und im Belzer Kreise gebrannt. Salpeter wird erst seit der Oesterreichischen Besitznehmung gesotten; allein nur in sehr geringer Menge. Aus dem Hanf und Flachs, der in dem Przemisler Distrikte am häufigsten gebaut wird, verfertigt man größtentheils nur sehr grobe Leinwand, die aber sehr stark ausgeführt wird. Das Gebirge ist voller Leinweber, Eisenarbeiter und anderer Manufakturisten und Fabri-

kanten. Ihren meisten Produkten fehlt nichts, als das äußere feine Ansehn, welches vornehmlich von der Leinwand gilt, deren innere Güte unvergleichlich ausfällt. Jetzt wird indessen schon viele feine gemacht, die nicht nur sehr gut, sondern auch eben so wohlfeil ist.

Der Kaufmann Preschel zu Lemberg, ein Mann, der mit ausgebreiteten Kenntnissen eine außerordentliche Industrie verbindet, hat vor einigen Jahren zu Busk eine Lederfabrik angelegt, welche in gutem Stande ist, und das ganze Land, sammt der Armee in Galizien, mit dem nöthigen Bedarf versorgt. Zu Salesczek war sonst eine mittelmäßige Tuchfabrik, welche aber in den letzteren Unruhen zerstört worden ist, und nun, ob sich gleich seit der Zeit wieder einige Tuchmacher dort gesammlet haben, noch nicht wieder empor kommen kann.

Den größesten Theil der Einwohner *) dieses Landes, und mehr als zwei Drittheil derselben, machen

*) Es wird den Lesern vielleicht angenehm seyn, den Bevölkerungszustand dieser beiden Königreiche mit einem Blicke übersehen zu können. Ich setze zu dem Ende einen Auszug aus einer sehr detaillirten Tabelle

machen die sogenannten Russen aus. Unter diesem Namen versteht man alles Landvolk von Roth-

belle her, welche der H. O. C. R. Büsching mir mitgetheilt hat, und die mit den Nachrichten meines Freundes, der aber nur runde Zahlen anführt, genau übereinstimmt. Die Angaben sind um so zuverlässiger, da sie sich auf wirklich angestellte Zählungen gründen.

In Galizien und Lodomerien
sind 1780 gezählt worden:

Oerter.

Städte 261, Marktflecken 67, Dörfer 6429, Häuser 503,326.

Familien.

Christliche 517,382, jüdische 36,362, überhaupt 553,744.

Personen.

1. Christliche 2,627,817, nämlich:

1) männlichen Geschlechts: Geistliche 7,609, Adeliche 29,911, Beamte und Honoratiores 17,135, Unbürgerliche 1119, Bürger 105,414, Bauern 94,888, Häusler, Gärtner und so weiter 446,703, Beurlaubte 3725, zu andern Staatsbedürfnissen brauchbare 67,586, Kinder von 1 bis 12 Jahren 437,461, Knaben von 13 bis 17 Jahren 112,522.

2) weib-

Roth=Reußen, der Woywodschaft Belz und Podolien. Ihre Sprache ist von dem Polnischen merk=

2) weiblichen Geschlechts 1,303,444.

2. Jüdische, verheurathete männlichen Geschlechts 37,258, ledige und Wittwer 38,790, weiblichen Geschlechts 75,354, überhaupt 151,302.

Summa der ganzen Volksmenge 2,797,119 Personen.

Unter den verzeichneten Christen männlichen Geschlechts waren verheurathete 552,238, ledige und Wittwer 771,835.

Summa 1,324,073.

An Fremden und Ausländern hielten sich hier auf 8599.

Es sind in diesem 1780sten Jahre geboren:

Christen, männlichen Geschlechts 91,765, weibl. Geschlechts 79,163.

Juden, männl. Geschl. 4163, weibl. Geschl. 3509.

überhaupt 178,600 Kinder.

Gestorben:

Christen, männl. Geschl. 47,454, weibl. Ges. 43,255.

Juden, männl. Geschl. 1939, weibl. Geschl. 1610.

überhaupt 94,258.

also mehr geboren als gestorben 84,342.

Ehelich getraut:

Christen 69068, Juden 833, zusammen 69,901 Paar.

Um das Verhältniß der verschiedenen Religionsparteien zu übersehen, setze ich her die

Anzahl

merklich verschieden; auch bekennen sie sich zu einem andern Ritus in der Religion. Im Krakauischen und Sendomirischen ist das Landvolk polnisch. In einigen Städten, und bei Herrschaften auf dem Lande findet man Engländer, Deutsche und andere Ausländer, die theils schon vor der Oesterreichischen Besitz-nehmung

Anzahl der Kirchen und Klöster.

Catholische Kirchen	1066
Griechische	2955
Juden-Synagogen	244
Klöster Mönchs-	188
— Nonnen-	28
Pfarrhöfe	2410

Geistliche, Pfarrer und Capläne 4292, Mönche 2722, Nonnen 678.

Man hat ferner gezählt:

Pferde 286,965

Ochsen 305,016.

Daß nur sieben Perukenmacher und eben so viele Zuckerbäcker in beiden Königreichen sind, verdient auch angemerkt zu werden, zumal da doch 118 Mahler und 313 Köche aufgeführt sind.

nehmung dort waren, theils aber nachher erst ansässig geworden sind. Ihre Anzahl mag sich ohngefähr auf 1000 Familien belaufen.

Die sogenannten Armenier sind vor 600 Jahren von den Rußischen Herzogen aufgenommen worden, um sich ihrer in den Kriegen gegen die Polen zu bedienen. Gegenwärtig sind sie nicht viel zahlreicher, als die Deutschen, beschäftigen sich blos mit dem Handel, haben die Sprache ihrer Väter völlig vergessen und unterscheiden sich von den Polen blos durch ihre Physiognomie, welche sie so auffallend auszeichnet, daß man nur wenige darf gesehen haben, um sie untrüglich zu erkennen. Sie haben noch einige besondere Gesetze, Gewohnheiten und Sitten, leben unter einander sehr einig, sind fleißig, ordentlich und mäßig.

Die Juden sind in beiden Königreichen sehr zahlreich, besonders in Roth-Reußen und im Belzischen; im Krakauischen dagegen ist ihre Anzahl verhältnißmäßig geringer. Sie sind in besondere Kahale oder Synagogen eingetheilt, deren gegen zweihundert gezählt werden, und nach den Städten oder Kirchspielen, worin sie sich befinden, benannt werden. Ihre ganze

Anzahl in beiden Königreichen beläuft sich auf mehr als 150000 Köpfe. Ohnerachtet seit der Oesterreichischen Besitznehmung durch die Erschwerung der Heurathen ihrer Vermehrung Schranken gesetzt worden sind, so ist doch bisher noch keine Verminderung derselben merklich geworden.

Die herrschende Religion des Landes ist die Römischkatholische, der der ganze Adel des Landes zugethan ist. Der größeste Theil der Einwohner aber, nämlich die obbenannten Rußniaken, oder Russen, sowohl in den Städten als auf dem Lande, bekennen sich zur griechisch unirten Kirche und ihr Gottesdienst wird in Slavischer Sprache gehalten. Die armenische Gemeine bekennet sich zu eben diesem Ritus, hält aber ihren Gottesdienst in armenischer Sprache, welche weder Priester noch Layen verstehn. Von den sogenannten Dissidenten sind äußerst wenige vorhanden, und zwar von disunirten Griechen blos das einzige Basilianerkloster zu Skil in Pokutien,

Der protestantischen Religion ist von dem Landvolke niemand zugethan. Die Bauern des

letzten reformirten Dorfes im Krakauischen sind schon einige Jahre vor der Oesterreichischen Besitznehmung durch ein Commando Preußischer Husaren abgeholt und nach Schlesien geführt worden. Der König schenkte die ganze Gemeine dem Fürsten von Köthen zu Plesse, welcher ihnen einen Ort von Steinen aufbauen ließ und ihn Anhalt nannte. Den ersten Mai dieses Jahres (1782) ist die ganze ansehnliche Kolonie mit Hab und Gut wiederum in ihr Vaterland zurückgegangen. Den übrigen wenigen Protestanten, die aus Handelsleuten und Fabrikanten bestehen, war sonst die freie Religionsübung im Stillen zugestanden. Sie hatten nur einen Prediger, welcher sich meistens in Lemberg, oder auf dem Erbgute des Königs von Polen zu Zalesczik aufhielt, die übrigen zwei oder drei Gemeinen jährlich ein paarmal besuchte, und den Gottesdienst in einem Zimmer hielt. Seit dem Antritte der Regierung des jetzigen Kaisers aber genießen die Protestanten auch hier die ihnen in allen Kaiserlichen Staaten zugestandenen Freiheiten.

Endlich wird auch die jüdische Religion im Lande geduldet, deren Anhänger öffentliche und

in manchen Oertern prächtige Synagogen haben. Es giebt unter denselben eine besondere Sekte, welche sich Karaimen oder eigentlich Karaiten nennen und den Talmud nicht annehmen. Ihre Anzahl ist aber sehr gering und möchte kaum über zweihundert Seelen betragen, welche zu Halicz und Kukissow wohnhaft sind. Diese tragen sich Polnisch, wie der Landmann und bauen das Feld, werden daher auch in den Abgaben gleich den übrigen Landleuten behandelt, und sind von allen Lasten der übrigen Judenschaft befreiet *).

Dieser allgemeine Abriß der Verfassung des Landes wird durch eine genauere Darstellung der verschiedenen Classen der Einwohner und ihres besondern Zustandes noch deutlicher und interessanter werden. Die Einwohner beider König-

*) Dieses Faktum, dünkt mich, redet so sehr für die Theorie des Herrn Kriegsrath Dohm, daß es sich der Mühe verlohnen würde, zu untersuchen, ob die Grundsätze der Karaiten die bürgerliche Verbesserung der Juden besonders begünstigen; oder ob nur Eigensinn der Regierung oder Zufall gerade diesen Vorzüge einräumte.

Königreiche können füglich in folgende fünf Klassen eingetheilt werden: 1) Adel; 2) Geistlichkeit; 3) Bürgerschaft; 4) Landvolk; 5) Juden. Von einer jeden soll in dem folgenden das merkwürdigste in möglichster Kürze mitgetheilt werden.

I. Der Adel.

Der Adel in Polen, welcher im genausten Verstande den einzigen Stand ausmacht, in den sich die berühmte polnische Freiheit konzentrirt, und der den Ueberrest der Landeseinwohner nicht viel besser als Sklaven behandelt, ist sehr zahlreich, und wenn man die Ehrenstellen, die Einzelne bekleiden, und den Reichthum ausnimmt, unter sich völlig gleich. Auch war in den älteren Zeiten in Ansehung des Vermögens selbst der Unterschied nicht sehr beträchtlich, weil nach den polnischen Rechten die Söhne den Vater zu gleichen Theilen beerbten, und die wenigen Majorate, oder sogenannten Ordinate, die jetzt vorhanden sind, erst in spätern Zeiten errichtet wurden. Die vielen Fürsten und Grafen, die diese Titel blos von auswärtigen Monarchen erhal-

ten haben, genießen in der Republik ihres Standes wegen nicht das mindeste Vorrecht vor dem übrigen Adel. Gegenwärtig ist indessen in den polnischen Provinzen überhaupt das Vermögen, das Ansehen und eine gewisse Uebermacht sehr ungleich vertheilt, und dazu haben folgende Umstände zusammengewirkt.

Als die Tatarn aus Kiow und der Ukraine vertrieben wurden, zogen sich viele polnische Edelleute dorthin und unterwarfen sich die Zaporower Kosaken, theils mit Güte, theils mit Gewalt. Sie zwangen dieselben zu Frohndiensten und verschaften sich durch den Handel, den sie mit dem Ertrage dieser fruchtbaren Provinzen mit Getreide, Vieh, Wachs, Honig, Salpeter ꝛc. nach Danzig trieben, unsägliche Reichthümer. Ein einziger glücklicher Transport nach Danzig setzte sie in den Stand, ein ansehnliches Gut in der Republik zu kaufen, so daß sie nach und nach in allen Palatinaten große Ländereien besaßen. Sie gebrauchten hierbei die Politik, ihre Besitzungen so viel als möglich zu zerstreuen, um aller Orten einen Einfluß in die Diätinen zu haben, und nach Belieben Ehrenstellen für sich

zu

zu erhaschen. Dies ist die Ursach, warum noch jetzt der größeste Theil des Galizischen reichen Adels in der Republik Polen Landgüter besitzt. Die ansehnlichsten unter diesen sind die beiden vornehmsten polnischen Antagonisten, die Fürsten Czartoriski und Radzivil, nebst der Potokischen Familie.

Da die Besitzungen in der Ukraine den beständigen Streifereien der Tataren ausgesetzt waren, so hielten die dort ansässigen Edelleute eine ihrem Vermögen angemessene Menge Kosaken, oder eigene Miliz, die jener herumschweifenden Nation Widerstand thun mußten. Sobald aber von diesen nichts mehr zu fürchten war, gebrauchten sie ihre Kosaken wider ihre eigenen Mitbürger, verjagten den einen von seinem Erbgute, verwüsteten es einem andern, oder nahmen ihn gefangen, stöhrten die Diätinen und selbst die Reichstäge, wenn sie mit einem Entschlusse nicht zufrieden waren, und legten durch ihr Uebergewicht und durch das im Schwange gebrachte Faustrecht den Grund zu der damaligen Ungleichheit des Reichthums, zu dem Sittenverderbniß, den

Faktio-

Faktionen und der Oligarchie, welche endlich durch den Beistand des Aberglaubens und der Unwissenheit die unabsehbaren Unruhen und Conföderationen in Polen hervorgebracht haben.

Dies muß man beständig vor Augen haben, wenn man sich einen gehörigen Begriff von dem Zustande des Adels in Galizien und Lodomerien machen will. Man kann denselben diesem zu Folge in drei Klassen theilen, nämlich in solche, die auch in der Republik Güter besitzen, solche, die blos in Galizien Ländereien haben, und solche, die arm und unbegütert sind.

Die erste Klasse, oder der reiche Adel, ist noch vollkommen das, was sie vor der Theilung Polens waren. Ihre Besitzungen in der Republik unterhalten noch immer den Geist der Unordnung und des Despotismus in ihnen rege, und ihre Erziehung ist noch immer die alte.

Der polnische Große, oder vielmehr der junge Herr, der es werden soll, wird schon in der Jugend von seiner Unabhängigkeit und künftigen Macht unterrichtet; man verwöhnt ihn durch Schmeicheleien, und sein ganzes Augenmerk wird auf Ehrenstellen und Ansehen geheftet. In seinem väterlichen Hause lernt er, wenn es hoch

kommt,

kommt, ein wenig Lateinisch und Französisch. Hat er es darin, nach den dortigen Begriffen, weit genug gebracht, so wird er auf Reisen geschickt, um sich, wie es heißt, außer Landes Kenntnisse und Tugenden zu erwerben, welche stets darin bestehen, daß er mit einem zu Ausschweifungen gewöhnten Herzen und mit versengtem Verstande zurückkommt, und voll Stolz auf den durch den Umgang mit der Welt erlernten äußerlichen Wohlstand, sich ohne alle weitere Vorbereitung zu allem großen und edlen geschickt hält. Kaum wird er nun sein eigner Herr, so sind alle seine Gedanken darauf gerichtet, eine glänzende Rolle zu spielen; und da er die meisten und ersten Würden durch Leute von seinem Schlage besetzt sieht, so macht er den natürlichen Schluß, daß ihm nichts als der Wille fehle, um eben so sehr mit Titeln und Ansehn zu prangen. Ein Schwarm von Clienten bestärket ihn hierin; denn diese umringen jederzeit den polnischen Großen, weil sie seinen Schutz gegen einen eben so mächtigen Despoten, der sie zu verschlingen droht, bedürfen, oder weil sie von ihrem neuen Beschützer dasselbe Schicksal zu befürchten hätten, wenn sie seinen Unwillen reizten. Sie sinnen

nen daher auf Anschläge für ihn, Würden zu erpressen oder zu erschleichen, um so mehr, weil dadurch auch sein Schutz ihnen desto vortheilhafter wird. Er von seiner Seite sucht seinen Anhang zu vermehren, um einen desto größeren Einfluß in die Diätinen, Versammlungen und Wahlen zu bekommen; er verspricht jedermann seine Protektion, macht einen unermeßlichen Aufwand und verfehlt selten seinen Zweck, weil in der Republik der Werth eines Großen immer nach der Anzahl Fässer beurtheilt wird, die auf seine Kosten ausgetrunken werden, und nach den Lobreden, Satyren und Unruhen, die er auf einem Landtage veranlaßt hat.

Da nun der zugleich in Galizien und in der Republik begüterte Adel noch stets auf der einen Seite nach diesen Grundsätzen leben kann, so läßt sichs von selbst erwarten, daß er der Oesterreichischen Regierung, die ihn den Landesgesetzen unterwirft, seinen Despotismus zu üben hindert, und ihm nur nach Maßgabe seiner Fähigkeiten und Verdienste Ehrenstellen ertheilt, äusserst abgeneigt seyn, die meiste Zeit in der Republik Polen zubringen und folglich auch der dor-

 tigen

tigen Zügellosigkeit getreu bleiben werde. Doch finden sich nun auch einige, besonders junge Herrn von Stande, welche den Vortheil, unter einer weisen Regierung zu leben, und das Unanständige der polnischen Ausgelassenheit einsehen und daher ihre Güter in der Republik zu veräussern trachten, um gänzlich in Galizien zu verbleiben. Hierunter sind jetzt die vorzüglichsten: der junge Fürst Czartoryski und der Graf Ossulinski.

Die zweite Klasse des Adels, solche nämlich, die blos in Galizien Besitzungen haben, ist jetzt kaum noch derselbe, der er vor der Oesterreichischen Besitznehmung war, und der größte Theil schätzt sich unter der neuen Regierung ungleich glücklicher, als bei der vormaligen scheinbaren Freiheit. Er hat auch keinesweges Unrecht; denn er ist bei dem Besitze seiner Güter völlig gesichert, ohne genöthigt zu seyn, der Sklave eines Mächtigern zu werden, dessen Schutz er ehedem, um nicht Unterdrückung und Beraubung zu fürchten, erflehen, und meistentheils theuer genug erkaufen mußte.

Eine große Anzahl dieser Klasse fängt an, seine Kinder in der deutschen Sprache unterrich-

ten zu lassen, und sie zu Aemtern und Bedienungen zu bilden. Viele derselben sind auch bereits theils in Civil, theils in Militärdienste getreten. Zu den letzteren hat insonderheit die von des Kaisers Majestät vor kurzem errichtete polnische adeliche Garde *) sehr viele aufgemuntert, und es ist jetzt eher nöthig, den jungen Adel von dem Kriegsdienste abzuhalten, als ihn dazu zu ermuntern. Die ganze Erziehung dieses Adels bekömmt nun eine andere Richtung; und da man ehedem an demselben den wunderbarsten Kontrast von französischer Artigkeit und tiefer Barbarei nicht ohne Lachen und Bedauren sehen konnte; so fängt er nun an, sich mehr nach gesitteten Nationen, vornehmlich den Deutschen, zu bilden, und sich gleich weit von der vorigen bis zur Niederträchtigkeit getriebenen Höflichkeit und der mit Unwissenheit und Zügellosigkeit vermischten Barbarei zu entfernen. Ihr Betragen und ihre ganze Lebensart ist höchst ungezwungen und angenehm, besonders bei den Damen.

*) Die neuerrichtete Galizische adliche Garde steht zu Wien, und ist blau, sehr prächtig und mit Geschmack gekleidet.

Was die dritte Klasse des Adels, die unbegüterten und Armen betrift, so waren solche bisher in Polen eine eigene Gattung von Menschen, dergleichen es nirgends in einem andern Lande giebt. Diese Edelleute, deren Anzahl aller Orten die größte war, besaßen sehr wenig und oft schlechterdings gar kein Vermögen. Sie wuchsen ohne alle Erziehung auf, verrichteten bei den Reichen die allerniedrigsten und verächtlichsten Dienste, und genossen dennoch, nach den Gesetzen der Republik, mit dem übrigen Adel gleiche Freiheiten und Rechte.

Der Ursprung dieses zahlreichen unbegüterten Adels ist theils in der ehemaligen gleichen Vertheilung des Vermögens unter die Kinder, theils in der Uebermacht des großen Adels, der viele der mindermächtigen Familien gänzlich zu Grunde richtete, theils in der geringen Aufmerksamkeit, welche man in Polen auf den Beweis des Adels wendet, zu suchen. Weder der große, noch der geringe Adel besaß Diplomate, viel weniger waren sie im Stande, ihre Genealogie darzuthun, sondern es war ein hinlänglicher Beweis des Standes, wenn ein Vor-

fahre,

fahre, oder wenigstens jemand desselben Namens bei einem Landtage oder einem Staatsgeschäfte gebraucht worden, und allenfalls auch nur bei einem Grodgerichte mit seinem Titel eingetragen war. Auf diese Weise gab es tausend Mittel, den Adel zu erschleichen *).

Anitzt ist diese Klasse von Edelleuten nicht mehr so zahlreich in Galizien. Viele derselben sind durch die letzteren Conföderationen aufgerieben worden, und viele haben, um nicht ihre Rechte und Freiheiten, als ihr einziges Erbtheil zu verlieren, sich in die Republik begeben, wo sie durch ihr gewöhnliches Handwerk, durch Vergrößerung der Suite eines Großen, und durch Schreien auf den Landtagen ihren Unterhalt nach, wie vor, zu verdienen hoffen. Die annoch anwesenden sind ebenfalls schon sehr von ihrem sonstigen Zustande verschieden. Sie sehen ein, daß unter

*) Siehe hiervon im ersten und zweiten Theile des Lesebuchs: Briefe eines Reisenden über Polen, vornehmlich über den Distrikt an der Netze, die in mancher Rücksicht mit diesen Nachrichten verglichen zu werden verdienen. Z.

der jetzigen Regierung nur wirkliche Verdienste und Fähigkeiten Vorrechte verschaffen können, und so legen sich die, welche noch einiges Vermögen besitzen, auf Wissenschaften, oder suchen Kriegsdienste, und die Armen, denen es nicht nur am Gelde, sondern auch an Unterstützung eines Mächtigen fehlt, vergessen ihren Adel, und suchen sich, gleich andern Menschen, durch ihrer Hände Arbeit ihren Unterhalt zu verschaffen.

Ueberhaupt läßt sich in Ansehung des Adels die allgemeine Bemerkung bestätigen, daß allzugroße Freiheit, die in Ungebundenheit und Zügellosigkeit ausartet, am Ende Verwilderung nach sich zieht. Es ist daher auch in der Republik Polen noch nicht der geringste Anschein vorhanden, daß die gemachten, zum Theil vortrefflichen Vorkehrungen den Adel in dem nächsten Jahrhundert zu dem Fortschritte in der Erziehung, Kultur und Wohlfahrt emporheben werden, welcher sich in wenigen Jahren von demjenigen, der bloß in Galizien Güter besitzt, mit Grunde hoffen läßt. Es ist auch hier bereits ein Befehl ergangen, ordentliche Landstände zu errichten: es sollen sich zu dem Ende alle Edelleute geist-

und weltlichen Standes bis zum ersten August d. J. bei der K. K. Landtafel auf eine vorgeschriebene Art legitimiren, um sodann in die Hauptmatrikel der Landstände eingetragen zu werden. Wer die bestimmte Zeit versäumt, und nicht deshalb tristige Entschuldigungen beibringen kann, soll als ein Fremder angesehen, und nicht den Galizischen Landständen eher zugezählt werden, als bis er sich das Indigenat und den Ritterstand für eine festgesetzte Summe erkauft hat.

II. Die Geistlichkeit.

Schwerlich werden in einem Lande die Geistlichen und insonderheit die Mönche zahlreicher, unwissender und zügelloser seyn, als in Polen. Jede Stadt ist mit Mönchsklöstern heimgesucht, und selbst in jedem Marktflecken befindet sich eines oder ein Paar, welche dem armen Landmann noch einen Theil des kümmerlichen Unterhalts, den ihm Sklaverei und Unwissenheit übrig lassen, zu entreißen trachten. Es würde zu weitläuftig und zum Theil ganz überflüssig seyn, den vielfältigen Nachtheil zu schildern, den die über-

mäßige Anzahl von Geistlichen in diesem Lande verursacht; da man schon längst selbst in denen Ländern, wo ihre Menge doch nicht so sehr alles Verhältniß übersteigt, von ihrer Schädlichkeit hinlänglich überzeugt ist.

In Ansehung der Sitten und der Aufklärung der hiesigen Mönche muß ich aber bemerken, daß sie bei alle dem Unheil, welches sie mit ihren Brüdern an andern Orten gemeinschaftlich stiften, nicht einmal die Politik besitzen, sich wenigstens öffentlicher Ausschweifungen zu enthalten, und solche vor den Augen des Publikums zu verbergen. Insonderheit mangelt ihnen diese Klugheit in Ansehung des hier landüblichen Lieblingslasters, der Trunkenheit, der sie sich so sehr überlassen, daß es etwas ganz gewöhnliches ist, einen durch den Branntwein gänzlich seiner Sinne beraubten Mönch durch einen Juden in sein Kloster führen zu sehen *)

Da

*) In einem Schreiben aus Lemberg (siehe Büschings wöchentliche Nachrichten 28stes Stück 1782) finde ich folgende hieher gehörige Stelle. „Die „Rohigkeit und Unwissenheit der gottesdienstlichen „Per-

Da überhaupt die Erziehung in Polen im äußersten Grade vernachlässigt ist, und bei der Bildung des zukünftigen Klostergeistlichen auf nichts weiter gesehen wird, als ihn mit einem Grade des Aberglaubens und Fanatismus, der

„Personen von der griechischen und lateinischen „Kirche hiesigen Landes ist erschrecklich groß. Von „den zuverlässigsten Proben derselben nur zwei! „Ein Pope beschrieb die Angst der Propheten, Apo„stel und übrigen Menschen, zur Zeit des allge„meinen Weltgerichts, so unflätig natürlich, daß „er die schmutzigsten körperlichen Wirkungen, „welche die Angst hervorzubringen pflegt, zu Bil„dern gebrauchte. Auf einem Convent von Pol„nischen und Deutschen Geistlichen der R. katho„lischen Kirche lasen jene keine Messe, und beteten „kein Brevier. Als diese, die etwas weniger roh „sind, ihre Verwunderung darüber bezeigten, ant„wortete einer von jenen: nos non missamus, „nos non brevariamus, nos tantum rosariamus, „welches letzte bedeuten sollte, wir beten nur den „Rosenkranz. — Das Schneuzen der Nase in die „Hände beim Altar, während der Messe, hat durch „eine K. K. Verordnung verboten werden müssen, „und unterbleibt doch nicht ganz. 3.

den Layen zurückläßt, zu erfüllen; so läßt sich leicht schließen, wie wenig diese Menschen, die ihrer Bestimmung nach andern durch Lehre und Beispiel vorangehen sollen, von dem Ueberreste der Nation verschieden gewesen seyn mögen, und wie wenig eine Verbesserung des gemeinen Mannes und Veredlung des Nationalcharakters zu erwarten war, so lange die Erziehung größtentheils Leuten von dieser Art anvertraut war.

Josephs weit umher blickendes Auge bemerkte auch bald dieses Unkraut, welches allen guten Samen, der ausgestreuet werden mag, im Keim erstickt. Es sind bereits durch seine weisen Verordnungen, dem um sich greifenden krebsartigen Uebel Schranken gesetzt, welche hoffentlich immer enger zusammenrücken und so die Wurzeln des Unheils ganz ausrotten werden.

III. Der Bürgerstand.

In Polen ist jeder Ort, wo nur zehn bis zwölf Judenfamilien bei einander wohnen, eine Stadt, oder wenigstens ein Städtchen, im Gegensatz von einem Dorfe, welches bloß Bauern

oder

oder Christen bewohnen. Obwohl die Galizischen Städte etwas volkreicher an Christen sind, als die Dörfer, so sind doch die Judenfamilien der hauptsächlichste Theil der Einwohner. Diese haben ihre Häuser von Holz auf einem großen viereckigten Platz, vorne mit Lauben, d. i. breiten bedeckten Gängen, die auf freistehenden Säulen ruhen; und die Christen wohnen blos in Vorstädten, welche aber, weil die wenigsten Städte mit Graben oder Mauren umgeben sind, von der Stadt selbst fast nicht zu unterscheiden sind. Die meisten Städte sind auch ziemlich weitläuftig und sind sehr bevölkert. Diejenigen in Galizien, wo man noch Bürger findet, die diesen Namen verdienen, sind Lemberg, Jaroslaw, Brody, Zamosc, Reszow, Tarnow, Przemisl und Krosno; allein auch diese, Lemberg allein ausgenommen, sind zum Theil noch äußerst schlecht bestellt. Sie sind klein, die Häuser baufällig, eng und unrein, die Christen treiben nur geringe und wenig einträgliche Handwerke, die Juden haben das Bürgerrecht und fast alle Gewerke allein im Besitz.

Ohn=

Ohngeachtet die Galizischen Städte jetzt in einem solchen Verfall sind, daß nur wenige den Namen einer Stadt verdienen, so findet man doch hinlängliche Spuren, daß sie vor einem und mehr Jahrhunderten in einem ansehnlichen Flor gewesen seyn müssen. Lemberg z. B. hat die Stapelgerechtigkeit besessen, hat große Jahrmärkte, ein Waghaus, ein Magazin, eine Wachsbleiche u. s. w. gehabt, welche Vorrechte nun noch bloß in den alten Schriften und Archiven der Stadt existiren. Jaroslaw hat eine alte ziemlich große Börse, welche der Kaiser zum Rathhause gemacht, und dafür das Rathhaus auf dem Markte zum K. K. Militär-Oekonomie-Kommissions-Arbeitshause genommen hat. Brody ist eine große sehr volkreiche Handelsstadt, wo mehrentheils Juden, aber auch einige deutsche Handlungshäuser und Bankiers sind, die wichtige Geschäfte machen.

Die Ursach, daß die Städte in ganz Polen in den äußersten Verfall gerathen sind, liegt theils in der Eifersucht und den uneingeschränkten Freiheiten des Adels und dem den Juden eingeräumten Bürger-

rechte

rechte *), theils in der fehlerhaften Verfassung der Städte selbst. Von den Kränkungen, welche der Bürgerstand unausgesetzt von dem Adel erlitte, haben folgende am meisten zum Verfall des ersteren beigetragen.

Jeder Edelmann hat bekanntermaßen das Recht, alle Arten Bier und Branntwein zu brauen, zu brennen und einzuführen, so viel er zu seinem Gebrauche nöthig hat, ohne davon irgend eine Abgabe zu entrichten. Da sie nun auch das Recht hatten, in den meisten Städten Häuser zu besitzen, und da, wo sie es nicht hatten, es leicht zu erschleichen oder zu erpressen war, so errichteten sie in demselben Verlage von Bier und Branntwein, und fingen nach und nach an, sol-

*) Mein Freund hat sich wohl zu allgemein ausgedrückt, wenn er sagt, daß die Einräumung des Bürgerrechts an die Juden, der Aufnahme des städtischen Flores geschadet habe. Nur die besondere Verfassung der Juden und der Mißbrauch, den sie, wie wir unten sehen werden, durch diese veranlaßt, vom Bürgerrechte machten und zum Theil machen mußten, trat dem Vortheil der Bürger in den Weg. Z.

solches an jedermann zu verkaufen, wodurch der Bürgerschaft, welche die Schankgerechtigkeit besaß, beträchtlicher Eintrag geschahe, ohne daß sie gegen diese Ungerechtigkeit irgendwo Schutz suchen konnte. Dasselbe geschah auch in Ansehung der Mühlen, der Bäckerei und der meisten bürgerlichen Gewerbe.

Ein anderer Vortheil, den der Adel den Städten entzog, waren die Jahrmärkte. Ohnerachtet dies Vorrecht von verschiedenen Königen blos gewissen Städten eingeräumt war; so fanden doch die mächtigen Edelleute Mittel, diesen Vortheil denen Städten zuzuwenden, die ihnen eigenthümlich zugehörten, und die im Grunde oft bloße Dörfer oder nur von Juden bewohnt waren; wie denn noch bis jetzt mehrere Dörfer zum Nachtheil der Städte im Besitz der Jahrmärkte sind. Ja, der Adel bediente sich sogar, wenn andere Mittel zu seinen Absichten nicht hinreichend waren, der Gewalt. Er vertheilte seine Kosaken auf allen Straßen, die nach einer Stadt, wo Jahrmarkt gehalten werden sollte, führten, und ließ die Kaufleute nöthigen, ihre Waren da zu verkaufen, wo es

dem polnischen Großen am vortheilhaftesten war.

Auf diese Art sind die Jahrmärkte zu Brody entstanden, durch welche Lemberg und Lublin die ihrigen verloren, und ersteres zu einem jüdischen Handelsplatz umgeschaffen ist. Um den Bürgerstand noch mehr zu beeinträchtigen, hielt auch jeder reiche Edelmann seine eigenen Handwerker, welche keine Bürger waren. Die Geistlichkeit folgte ihrem Beispiel und machte allmälig einige Gewerbe, als die Buchdruckereien und Apotheken, zu ihrem ausschließenden Eigenthum. Da sich die Zünfte und Innungen in den älteren Zeiten diesen Eingriffen in ihre Rechte widersetzten; so wurden im Jahre 1538 und 1543 alle Innungen aufgehoben *). Zwar erhielten sie sich dennoch und wurden auch nachmals wiederum mit neuen Privilegien versehen; allein da ihnen auch

*) Man hat bekanntlich seit einiger Zeit sehr viel darüber gestritten, ob die Zünfte und Innungen aufzuheben wären oder nicht. Ich bin der letzteren Meinung und hoffe nächstens eine Gelegenheit zu finden, wo ich meine Gründe ausführen kann.

auch die Juden zugleich entgegengesetzt wurden, so blieb der Bürgerstand immer unterdrückt. Der Adel begünstigte jederzeit die Juden mehr als die Bürger, weil er mehr freie Hand über jene hatte, von ihnen mehr zu erpressen hoffte, und sie wieder fortjagen konnte, wenn er sie genug ausgesogen hatte.

Alles Uebel, welches die Juden und der Adel dem Bürger zufügten, erfuhren die Kaufleute zugleich. Der Adel konnte alles, was er zu seinem Gebrauche nöthig hatte, ohne alle Abgaben einführen; er versahe sich daher mit allen Bedürfnissen jedesmal, wenn er Getraide nach Danzig führte, und nahm von den Kaufleuten nichts.

Um das Maas der Bedrückung voll zu machen, konnten die Städte überdies nirgend Hülfe finden, wenn sie über Unrecht und Gewaltsamkeit schrien. Ihre eigentliche Instanz war die Königliche Kanzelei oder das nachmalige Assessoriatsgericht. Ließen sie sichs aber einfallen bei diesem zu klagen, so mußten sie sichs gefallen lassen, nach Gutdünken taxirt zu werden, und sich sogleich in den langwierigsten und kostbarsten Prozeß verwickelt zu sehen. König Sigismund

mund schien es sogar zur Absicht gehabt zu haben, ihnen dadurch auf immer die Hände zu binden, und sie zur Duldung jedes angethanen Unrechts zu zwingen; denn er verordnete ausdrücklch 1517, nachdem er die Kanzeleitaxen, die der Adel zu bezahlen hätte, sehr gemäßigt: Cives vero et homines externi solvent *iuxta arbitrium et voluntatem cancellariae nostrae*, wodurch denn jeder Bürger und jede Gemeine zum Stillschweigen genöthigt wurde, wenn es ihnen nicht gleichgültig war, bei der allergerechtesten Sache durch die nach Willkühr bestimmte Taxe um alles das ihrige zu kommen.

Was die zweite Hauptursach des Verfalls der Städte, ihre fehlerhafte innere Verfassung betrift, so ist zu bemerken, daß fast in allen Städten das Magdeburgische Recht eingeführt ist. Unter mehreren Gesetzen dieses Stadtrechts ist eines der vorzüglichsten, daß alle Bürger ohne Ausnahme die Freiheit Bier zu brauen und zu verkaufen haben. In Polen kam nun noch der Branntwein, als das Lieblingsgetränk der Nation, hinzu. Diese Freiheit, die wohl in allen Ländern beträchtlichen Nachtheil mit sich führt,

gereichte insonderheit der polnischen Bürgerschaft zum äußersten Verderben. Jeder Bürger, jeder Handwerker wollte an seinem Hauptprivilegio Theil nehmen, trieb daher neben seinem erlernten Handwerke auch das Brauen und den Branntweinschank, vernachlässigte jenes und gewann, wegen der überhäuften Concurrenz, bei diesem nichts. Die meisten ergaben sich durch den beständigen Umgang mit dem Branntwein, der wenig Absatz fand, dem Trunke, und fanden in dem Vortheile, den man dem Bürgerstande einzuräumen geglaubt hatte, ihr Verderben.

Ein zweiter Fehler des Magdeburgischen Stadtrechts besteht darin, daß die Polizeisachen mit der Justiz vermischt sind und bei einer Instanz abgethan werden, wodurch unzählichen Mißbräuchen die Thür geöffnet wird. Auch ist die jährliche Veränderung des Magistrats ein Gebrechen, welches auf die Einwohner der Städte keinen andern, als höchst nachtheiligen Einfluß haben kann.

Seit der österreichischen Besitznehmung hat man sich unsägliche Mühe gegeben, allen diesen Unfug mit Stamm und Wurzel auszurotten,

und dem Bürgerstande wiederum aufzuhelfen; allein Lemberg ist bis jetzt die einzige Stadt, die sich schnell emporgeschwungen hat, und es wird wahrscheinlich noch eine geraume Zeit verstreichen, ehe die Früchte der neuen Einrichtung zur Erndte reif seyn werden.

Lemberg, Galiziens Hauptstadt, liegt unter dem 49°51'40" der nördlichen Breite, und 41°42'30" der Länge. Sie ist seit der K. K. Besitznehmung ganz neu aufgebaut. Die Straßen sind weder zu enge noch zu breit, und laufen gerade und in den regelmäßigsten Entfernungen von einander. Alle Häuser sind von Steinen, drei, vier und mehrere Stockwerke hoch, alle schön, und großentheils prächtig. Der Marktplatz ist ein vollkommnes großes Viereck mit geschmackvollen und hie und da mit pallastmäßigen Häusern umgeben. Das alte Rathhaus, das Gewandhaus und noch etliche Gebäude stehen mitten auf diesem schönen Marktplatze, welcher außer seinen vortrefflichen Häusern, die meistentheils im italienischen Geschmacke sind, mit einer schönen Hauptwache und verschiedenen immerlaufenden Springbrunnen pranget. Beide

Verschönerungen dankt die Stadt dem nahe gelegenen Schloßberge; denn dieser hat aus seinen Steinbrüchen nicht nur die Steine zum Bauen geliefert, sondern speiset auch die künstlichen Wasserröhren. Die Straßen haben, außer ihrer Regelmäßigkeit auch den Vorzug, daß sie gut gepflastert sind, und sehr reinlich gehalten werden. Ich merke dies an, weil ich auf meinen Reisen dies alles nur selten vereinigt gefunden habe. In einer gewissen großen, zum Theil sehr schön gebauten Stadt, fragte ich einst einen Fremden, der durch die schönsten Straßen gegangen war, wie ihm die Bauart gefiele. Ich habe es wahrhaftig nicht bemerken können, antwortete er mir; denn ich mußte sehr genau vor mir sehen, damit ich nicht im Koth stecken bliebe, oder zwischen den Löchern des Pflasters die Beine bräche.

Lemberg hat zwei Wälle und zwei Gräben. Seit kurzem wird der innere Graben zugeworfen, um auf dem dadurch breiter gewordenen Walle neue Häuser zu bauen, die alle ganz reizende Aussichten bekommen werden. Einige mit den herrlichsten Gärten sind bereits fertig.

Um die Stadt, zwischen den Vorstädten ist ein sogenannter Kaiserweg angelegt, welcher rings herum mit schönen und schlechten Häusern eingefaßt ist. Unter den prächtigsten Gebäuden, die hier aufgeführt sind, ist das Preschelsche vielleicht das ansehnlichste; eben das, worin der Großfürst bei seiner Durchreise nach Wien, abgetreten war.

Die Vorstädte bei Lemberg sind ungemein groß. Jede könnte eine Stadt vorstellen. Ihre Lage ist auf sanft abhängenden Bergen, mit welchen Lemberg umgeben ist. Sie sind mit so vielen schönen und prächtigen Kirchen, Klöstern, Gebäuden und Gärten so glücklich untermischt, daß das Ganze eine der reizendsten Landschaften darstellt, die ich je in Frankreich, der Schweiz und Deutschland gesehen habe. Allenthalben, wohin man sein Auge von oder nach der Stadt wendet, bietet sich eine mahlerische Aussicht dar. Zwischen diesen artigen, ganz mit Gärten übersäten Bergen steigen die Vorstädte sanft empor. Zwei derselben liegen eben, und alle sind sie zu einer Viertheil, einer halben, bis drei Viertheil

deutsche Meilen lang; so daß Lemberg mit seinen Vorstädten, die täglich schöner werden, eine große Stadt genannt werden kann, in welcher überdies alle K. K. Galizische Landesstellen, zwei Erzbischöfe, viele Klöster u. s. w. ihren Sitz haben. Ich rechne sie, und wie mich dünkt, mit Recht, zu einer der schönsten Städte Europens.

Man zählt in der Stadt und den Vorstädten über zwanzigtausend Einwohner, von denen etwa vierzehntausend Christen und über sechstausend Juden sind. Die 59 Kirchen der Stadt sind alle schön; die meisten können aber prächtig genannt werden. Der Reichthum von Gemählden, Statuen und Seulen aller Art, die man in diesen Tempeln trift, ist sehr groß, und die darauf gewandten Kosten sind erstaunlich. Ueberhaupt ist der Geschmack in der Baukunst hier sehr edel. Das Domkapitel und die russische Probstei mit eingerechnet, zählt man hier 36 Klöster, welche über 500 Mönche und über 300 Nonnen fassen. Der Zuname des katholischen Erzbischofs ist Sensakowsky. Der armenische Erzbischof heißt

Augustinowiz. Der russische Bischof heißt Leo Chephtisky. Der neue lutherische Prediger, Herr Hoffmann, ist ein sehr artiger, gefälliger Mann und ein aufgeklärter Gottesgelehrter.

Krakau hat 75 Kirchen, die mit den Lembergischen können verglichen werden. Die Stadt ist größer, als Lemberg, durchaus mit steinernen hohen Häusern bebaut. Sie ist aber bei weitem nicht so regelmäßig, wie Lemberg angelegt. Die Gegend umher ist reizend, besonders an der Weichsel, wo höchst angenehme Berge, Klöster, schöne Gärten u. s. w. mit einander abwechseln und die schönsten Aussichten gewähren. Das Schloß mit seiner prachtvollen Hauptkirche, und noch zwei oder drei großen Nebenkirchen und viele Gebäude auf einem ziemlich hohen Berge zwischen Krakau und Kasimir, machen einen ergötzenden Anblick. Die Aussicht von dem großen hohen Schlosse ist ungemein weit und eben so schön; man sieht die schlesischen und karpathischen Gebirge ganz deutlich, und rings umher eine unzählige Menge von Städten und Dörfern.

Zamosc und Stanislaw sind gute Festungen und ziemlich wohl gebaute Städte. Verschiedene Städte Galiziens können manchen hübschen Städten Deutschlands vorgezogen werden. Eben das könnte man von mehreren Dörfern sagen. Schade nur, daß ihre Einwohner so sehr dem Soff ergeben, und daher so gar liederlich sind.

Jaroslau hat sehr gute Wachsbleichen, und treibt nach Italien mit Wachslichtern, auch nach andern Gegenden mit verschiedenen Waaren einen ansehnlichen Handel. Die umliegende Gegend ist fruchtbar und sehr angenehm, besonders kann man dies von dem ehemaligen Garten der Jesuiten mit allem Rechte sagen. Jetzt gehört derselbe der K. K. Galizischen Militär-Oekonomie-Kommission, welche in den dabei befindlichen Gebäuden der Exjesuiten ihre Kanzelei, Magazine, Kaserne, Kirche u. s. w. hat. Die Stadt liegt auf einer angenehmen Höhe, welche von zwei Seiten reizende Aussichten nach der Tiefe und dem Sanstrom darbeut. Das vorhin genannte Jesuiterkollegium und eines der Nonnenklöster liegen so schön, daß selbst des

Kaisers Majestät sie gerühmt und bewundert haben. Die Kirche der Panna Maria am Ende der Krakauer Vorstadt ist so prächtig, daß sie auch in der größesten Residenz eine Zierde seyn würde. Sie gehörte sonst auch den Jesuiten. Ihr Garten, der an schönen freien Kornfeldern, etwas hoch und sehr angenehm liegt, heißt jetzt der lutherische Garten, weil ihn ein lutherischer Wirth, Herr Altmann, in Pacht hat. Auch ist eine protestantische Kirche zu Jaroslau, welche Herr Pr. Hoffmann zu Lemberg ebenfalls versieht.

Die mehresten Galizischen und Polnischen Städte haben den Vorzug, daß sie auf Anhöhen und regelmäßig angelegt sind, welches sie nicht nur angenehm, sondern auch gesund macht. Die Marktplätze sind insgemein sehr groß und ganz viereckigt. Die Manns- und Frauenspersonen in den Städten gehn sehr gut gekleidet, und des Sonntags auch die in den Dörfern. Ihre Tracht ist durchgehends polnisch, welches sie sehr gut kleidet, besonders ist sie dem Frauenzimmer vortheilhaft. Beide Geschlechter tragen Pikeschen, die Frauen-

zimmer insgemein von feinem Tuche, blau, roth, oder grün mit bunten Aufschlägen, d. h. z. B. blau mit kleinen rothen Aufschlägen und Kragen und mit goldnen oder silbernen Tressen besetzt. Wer wissen will, wohin so außerordentlich viele seidene Bänder gehen, der sehe die polnischen Mädgen, besonders die Rußniakischen; sie gehen in bloßen Haaren, worinn sie viele Bänder und Blumen binden. In anderen Gegenden tragen sie schwarze sammetne breite Binden mit rothen seidenen Bändern überbunden, welches gar artig aussieht.

IV. Der Bauernstand.

Aus dem, was vorhin von der Unterdrükkung des Bürgerstandes gesagt worden, läßt sich leicht abnehmen, daß der Landmann ein noch härteres Joch gefühlt haben müsse. Zwar sollte man, wenn man blos die polnische Landesverfassung und die Gesetze betrachtet, glauben, daß der Ackerbau mehr als die bürgerlichen Gewerbe sei begünstiget worden, weil verschiedene Landesgewohnheiten für den Bauer sehr günstig sind, da er an mehreren Oertern selbst hinläng-

liche liegende Gründe besitzt, und nicht allzusehr mit Frohndiensten beschwert ist; allein da die polnische Rechtspflege schlummerte, der Edelmann weder Gesetze noch Gewohnheiten achtete, durch sein eigenes Versprechen sich nicht gebunden hielt, seiner Habsucht keine andere Gränzen, als die Unmöglichkeit setzte, der Menschlichkeit selten Gehör gab, und der gekränkte Unterthan keine Instanz hatte, bei der er mit wahrscheinlichem Erfolge klagen und Erleichterung suchen durfte, so ergiebt sichs von selbst, daß sein Schicksal nicht anders als traurig seyn konnte. Er war höchst arm, schlecht bekleidet, wohnte in einer elenden Hütte, wurde mit immer neuen Frohndiensten überladen, ergab sich aus Verzweiflung dem Trunke und wurde störrisch, nachlässig und liederlich. Nur der Eigennutz vermochte den Edelmann, den unglücklichen Unterthanen noch so viel zu lassen, als er zu seinem kümmerlichen Unterhalte höchst nöthig bedurfte. Der Bauer war sein vornehmster Reichthum, hatte er gar nichts mehr zu verlieren, so nahm er die Flucht nach Podolien, Wolhynien und der Moldau, sein Abgang war nicht leicht zu ersetzen; dies waren Gründe, die den Edelmann

mann noch bisweilen zurückhielten, seine Grausamkeiten nicht allzusehr zu übertreiben. Ein Beweis dieser Wahrheit ist, daß die Unterthanen, je näher sie den eben genannten Ländern lagen, je leichter es ihnen also wurde zu emigriren, mit destomehr Grundstücken versehen und mit größeren Lasten verschont wurden.

Was den jetzigen Zustand der Bauern betrift, so sind sie in ganze, halbe, viertheil Bauern, Häusler und Innleute eingetheilt; allein die Bestimmung der Grundstücke, welche diese verschiedenen Klassen besitzen sollen, ist fast in jeder Herrschaft verschieden, und zwar so sehr, daß die Grundstücke, welche z. E. in Roth-Reußen dem ganzen Bauer angewiesen sind, in Podolien kaum für den halben und oft kaum für den viertheil Bauer hinreichten. Die Hauptursachen dieser auffallenden Verschiedenheit sind folgende:

Das Maas, nach welchem die Gründe der Unterthanen bestimmt werden, ist an und für sich sehr unbestimmt, hängt meistentheils nur von einem mündlichen Contrakte zwischen ihnen und der Herrschaft ab, oder auch wohl vom Zwange der letztern. Das üblichste Maas,

dessen man sich, wenigstens der Benennung nach, bedient, ist eine Stoya oder Schnur, das heißt, so viel Land, als in einem Tage mit einem Pfluge umgeackert werden kann. Die Größe desselben zu bestimmen, bedient man sich einer fünf polnischen Ellen langen Stange. In Podolien machen 18 dergleichen Ruthen oder Stangen in die Länge, und 9 in der Breite eine Schnur oder ein Tagewerk. Dagegen beträgt eine solche Schnur anderswo viel weniger, auch wohl bisweilen etwas mehr. Eben so unbestimmt ist es auch, wieviel solcher Stoya's ein ganzer oder halber Bauer besitzen soll. In Podolien, wo, wie eben gesagt, der Bauer reichliche Ländereien hat, bekommt der ganze Bauer meistentheils 12 obgedachter Schnuren zum Feldbau und viere zum Wiesewachs; der halbe Bauer 8 Schnuren zum Ackerbau und 2 zum Bienengarten, und der viertel Bauer überhaupt vier bis sechs Schnuren.

Alles dies ist aber in den meisten Herrschaften verschieden, und nirgends wird auf die Ungleichheit der Fruchtbarkeit des Bodens gesehen, so daß man mit Grunde behaupten kann, daß

außer Podolien, der Landmann, im Verhältniß gegen die zu leistenden Schuldigkeiten nicht Land genug hat, weil das Land in der That zu viele Ackerleute und nicht Handwerker genug hat, also zu stark bewohnt ist, ohne zu viele Einwohner zu haben.

In den ältern Zeiten, da das Sächsische Recht in Polen auf dem platten Lande üblich war, hatte man sogenannte Schulzengüter, welche aus einem Lan oder ganzen Morgen bestunden; allein diese sind nun auf den adelichen Gütern ganz abgeschaft worden, weil die Grundherrn durch die Vertheilung ihre Frohndienste und Zinsen vermehrten. In den Königlichen Gütern aber haben die Bauern solche unter ihre Söhne vertheilt, und es ist jetzt wohl kaum ein einziger ganzer Lan in den Händen eines Einzelnen. Auch besaßen, so lange das deutsche Recht angenommen war, die Unterthanen ihre Grundstücke erblich und es waren darüber unter andern vom Könige Ladislaus im Jahr 1483 und von Sigismund 1530 weisliche Verordnungen gegeben worden. Man findet sogar noch jetzt Ueberbleibsel die-

ser

ser Einrichtung in den Königlichen Oekonomien, und einige noch bestehende Soltisen oder Schulzengüter, welche von einem Lan jährlich 100 polnische Gulden bezahlen: da es aber an der gehörigen Aufsicht gemangelt hat, so sind solche ebenfalls unter die Söhne vertheilt, und mit Schulden beladen worden, so daß die jetzigen Besitzer derselben noch elender, als die Unterthanen der Edelleute stehen, weil ihnen im Nothfalle niemand beisteht; diese aber doch von ihrer Herrschaft, wenn sie sie nicht ganz verlieren will, mit Getreide und Vieh unterstützt werden müssen.

Gegenwärtig besitzen die Bauern auf den adelichen Gütern nichts erblich; sondern der Grundherr setzet sie ein, giebt ihnen Acker, Vieh und Geräthschaften, nebst dem nöthigen Holze zum Hausbau, versetzet sie von einem Orte zum andern, oder nimmt ihnen seinen Grund, ohne daß der Unterthan darüber klagen kann. Was die persönliche Freiheit der Unterthanen betrift, so durften sie, nach dem Sächsischen Rechte, ohne Erlaubniß der Herrschaft den Grund nicht verlassen,

auch

auch ein anderer Edelmann ihnen keinen Aufenthalt verstatten. Aus den Verordnungen des Königs Casimir vom Jahr 1368 und des Königs Ladislaus 1423 erhellet indessen, daß der Unterthan zwar, so viel als es die Billigkeit forderte, an Grund und Boden gebunden, aber doch keinesweges leibeigen gewesen sei. So wie aber die Uebermacht des Adels zunahm, ward auch der Unterthan mehr unterdrückt und in eine Art von Leibeigenschaft versetzt.

In Ansehung der Frohndienste ist ebenfalls eine große Verschiedenheit. In Podolien und dem Trembowler Distrikt arbeitet ein ganzer Bauer im Sommer drei Tage der Woche mit zwei Stück Vieh und den Winter hindurch zwei Tage zu Hofe. In denen von Podolien, Wolhynien und der Moldau weiter entlegenen Gegenden mußte der Bauer alle Tage in der Woche mit einem oder zwei Stücken Vieh Frohndienste thun. Konnte er das festgesetzte Tagwerk in einem halben Tage vollenden, so stand es ihm frei, entweder noch eines für den folgenden Tag zu thun oder den Rest des Tags für sich anzuwenden. Konnte er aber den Naturaldienst

nicht leisten, so mußte er für jeden Tag mit zwei Stück Vieh 12 poln. Gr. oder 6 Krzr. Oesterreichische Münze, folglich für die Woche 25 polnische Gulden, das ist 4 Thlr 4 Gr. Pr. Cour. entrichten.

Eine der vorzüglichsten Sorgen des jetzigen Kaisers Majestät bei Antritt ihrer Regierung war, die Lasten zu vermindern, unter denen besonders der Landmann in den hiesigen Gegenden seufzte. Es ward daher allen Grundherrschaften aufgegeben, die Grundstücke ordentlich zu vertheilen, um die zu leistenden Schuldigkeiten mit den Besitzungen in ein gehöriges Verhältniß zu setzen. Die Unterthanen sind nunmehr nicht mehr als drei Tage in der Woche zu Frohndiensten verbunden.

Was den moralischen Charakter des Landmanns betrift, so ist derselbe in allen Kenntnissen der Religion, des gesellschaftlichen Lebens und der Landwirthschaft äußerst dumm und unwissend *). Man hat oft gesagt, er sei von der

*) In Büschings wöchentlichen Nachrichten am angeführten Orte, steht ein auffallendes Beispiel davon.

der Natur zu nichts, als zur Bosheit und zum Betruge, geneigt; insonderheit ist er dem Trunk und der Trägheit im äußersten Grade ergeben, welches in Polen zu dem so allgemeinen Grundsatze Anlaß gegeben, daß der Bauer nur durch Zwang und Härte regiert werden könne, und daher sklavisch behandelt werden müsse. Wenn man aber den Ursachen aller dieser Untugenden nachspührt, so sieht man deutlich genug, daß dieselben nicht von seiner Natur, sondern bloß von der Unterdrückung herrühren, die er und seine Väter erlitten haben. Ueberzeugt, daß alles, was er ersparte, blos dazu diente, die Habsucht seines Herrn oder seiner Beamten zu reizen, suchte er, was er über die Nothdurft erwarb, so geschwinde als möglich zu verschwenden. Daher ergab er sich dem Trunke und der Faul-

davon. „Es ist aus den Zeitungen bekannt, daß der Lemberger Kreishauptmann, Graf Strasoldo hier im Bildniß aufgehangen worden. Unter dem Bildniß stehet: Rudolphus Strasoldo de crimine residui. Der dumme Bauer, welcher jedes Bild für einen Heiligen hält, kniet vor diesem, betet und seufzet. Z.

Faulheit. Seine Aufklärung suchten die Herrschaften selbst geflissentlich zu hindern, weil sie besorgten, daß er dadurch zum Gefühl seiner Sklaverei kommen und gereizt werden möchte, das tyrannische Joch abzuschütteln. Sie verhüteten daher sorgfältig, daß auf dem Lande keine Schulen errichtet würden, und bekümmerten sich wenig darum, ob der Pfarrer sie in der Religion unterrichten konnte.

Die gegenwärtige Regierung, der von diesem allen nichts verborgen bleiben konnte, wandte sogleich alle Sorgfalt darauf, die Ursachen der Barbarei vom Grunde aus zu vertilgen. Die Unterthanen werden kräftig gegen jegliche Unterdrückung geschützt, man hat aller Orten Schulen angelegt, man hat sowohl bei der Wahl der Seelsorger weisliche Maßregeln genommen, als auch dafür gewacht, daß sie ihre Schuldigkeit besser erfüllen, und alles gethan, um die erfreulichsten Hoffnungen zu beleben: daß Galizien in wenigen Jahren eine ganz andere Gestalt erhalten, und gesittete, glückliche und aufgeklärtere Einwohner besitzen werde. Dann wird dies so gesegnete Land zu

einem neuen Beweise dienen, daß Barbarei und Dummheit immer die unzertrennlichen Gefährten des Despotismus und der Unterdrückung sind; ein weiser und menschenfreundlicher Monarch aber von seinem Throne auch die entferntesten Gegenden seines Reiches mit Erleuchtung und edlen Gefühlen beglücken könne.

Die Nation ist es werth gebildet zu werden. Es ist nicht zu verwundern, daß sie so tief sank, unbegreiflich ist es vielmehr, daß sie nicht noch tiefer gesunken ist. Die sogenannten Edlen würdigten erst sich, und denn ihre Unterthanen also herab! Wird irgendwo ein Dieb oder Mörder ergriffen, so ist es unter drey Fällen zweimal ein Edelmann. Unter den gemeinen Leuten findet man in der That viele gutherzige, treue, gefällige Leute, die willig zu allem sind, besonders wenn man ihnen einen Schluck Branntwein oder wenig Geld giebt. Sie haben zu allen Künsten und Wissenschaften Fähigkeiten, und viele Herrschaften fangen schon jetzt an, sich lieber polnisches als deutsches Gesinde zu wählen. Es ist folgsamer, zu Arbeiten stärker und treuer.

V. Die Juden.

Die Juden, diese in der ganzen Welt, ohne Oberhaupt, ohne politische Verbindung zerstreute, und nur von heute bis morgen in den meisten Staaten geduldete Nation, haben es in Polen dahin zu bringen gewußt, daß sie gleichsam zu einem politischen Körper erwachsen, und dem Lande ganz unentbehrlich geworden sind. Sie haben nicht nur aller Orten, wo die Gemeine stark genug war, Kahale und Synagogen errichtet, die von den Rabbinen und Aeltesten regiert werden; sondern sie haben auch das ganze Königreich, nach Art der geistlichen Orden, in Provinzen eingetheilt, davon oft eine mehrere Palatinate in sich begreift. Jede solche Provinz, oder vielmehr die Vorsteher jeder Kahale hielten ihre ordentlichen Zusammenkünfte und Landtage, hatten ihre Aeltesten, und wählten aus ihrer Mitte einen Deputirten, der nach Warschau ging, wo die Deputirten aller Provinzen eine so genannte Generalität ausmachten. Alle sechs Jahre wurde ein Marschall ernannt, der seine Bestätigung von dem Ministerium erhielt, und die jüdische Nation en Chef regierte, ihre Steuern be-

bestimmte und ihr Interesse bei der Republik wahrnahm. Nun ist zwar diese Marschallstelle, so wie die ganze Generalität, unter dem jetzigen Könige von Polen abgeschaft worden; allein der Esprit de Corps, welcher durch diese Regierungsart unter die Judenschaft gebracht worden ist, herrscht zum Theil noch unter ihnen. Die Vorsteher der Kahale führen beständig ihre geheime Korrespondenz unter einander, berichten sich in aller Eil jeden günstigen oder nachtheiligen Vorfall, und vereinigen ihre Rathschläge und Kräfte zum Besten der Nation, ohne daß man ihre geheimen Maßregeln so leicht entdecken kann.

In Galizien haben sie es unter der Oesterreichischen Regierung dahin gebracht, daß sie ein eigenes Corps ausmachen, eine aus Juden bestehende Direction haben, und von einem Landesältesten gewissermaßen regiert werden.

Um sich im Lande unentbehrlich zu machen, oder doch ihre Einschränkung und Vertreibung sehr zu erschweren, haben sie sich alle erdenkliche Mühe gegeben. Sie haben zu dem Ende gesucht, theils die meisten Kapitalien des Adels und der Geistlichkeit an sich zu bringen, theils

die einländischen Christen zu gewissen Nahrungszweigen gänzlich untüchtig zu machen.

In Ansehung des ersteren schien das Beispiel ihrer Väter, die in andern Ländern so oft geplündert wurden, sie in Polen zu ganz entgegengesetzten Wegen zu nöthigen. Sie dachten also darauf, die Christen in die Nothwendigkeit zu setzen, sie selbst zu unterstützen und für ihre Erhaltung zu sorgen, wenn sie nicht den beträchtlichsten Theil ihres Vermögens verlieren wollten.

Jede Kahale formirte daher eine Art von Banko, und gründete ihren Kredit so gut sie konnte. Der Adel und die Geistlichkeit, die sieben vom Hundert gewinnen konnten, und sonst mit ihrem Gelde nicht viel anzufangen wußten, boten ihnen Geld im Ueberflusse an. Die Kahalen führten die Interessen richtig ab, und vermehrten dadurch ihr Vertrauen in kurzer Zeit. Anfänglich war man zwar so vorsichtig, sich von der Grundherrschaft der Kahalen für das geliehene Kapital Bürgschaft leisten zu lassen, welches diese um so williger that, da ihr durch die Bereicherung ihrer Juden so große Vortheile zuwuchsen, und sie am Ende zur Erfüllung

ihres Versprechens nicht gezwungen werden zu können glaubte; nach und nach aber, da der Kredit der Judenschaft immer größer wurde, dachte niemand mehr an eine Kaution, und die Kahalen belasteten sich mit so vielen Schulden, daß dieselben ihr wirkliches Vermögen bei weitem überstiegen.

Um die zweite Art, sich unentbehrlich zu machen, zu erreichen, entfernten sie durch außerordentliche Steigerung der Pachtungszinsen und durch Bestechungen der Beamten alle Christen von den Brau- und Wirthshäusern, den Mühlen und verschiedenen andern Gewerben, dergestalt, daß in Kurzem kein einziger von den eingebornen Christen mehr im Stande war, ein solches Gewerbe zu treiben, und daß in Galizien nach der Oesterreichischen Besitznehmung kein einziger Christ im Lande zu finden war, dem ein Brauhaus, Wirthshaus, oder Mühle hätte anvertraut werden können, und man sich genöthigt sahe, zu diesem Behufe erst Leute aus Deutschland kommen zu lassen.

Die Wuth alles zu verpachten, ging ehedem so weit, daß an einigen Orten die christliche Taufe den Juden verpachtet war. Wer sein

Kind wollte taufen lassen, mußte sich vom Juden den Schlüssel zum Taufstein erkaufen, welches ihm bisweilen theuer zu stehen kam. Der Jude forderte viele Dukaten, ließ sich mühsam etwas abhandeln, und nahm am Ende mit einem oder zwei Kälbern, statt des Geldes vorlieb. Dieser abscheuliche Mißbrauch ist aber nun gänzlich in diesem Lande abgeschaft.

Die Juden bemächtigten sich überdies fast gänzlich des Handels, erhielten in den meisten Städten das Bürgerrecht, und trieben verschiedene Handwerker, jedoch nur solche, bei denen sich etwas beträchtliches gewinnen ließ, und die keine allzugroße Anstrengung der Kräfte erforderten. Den Ackerbau dagegen und alle mühsame Handthierungen überließen sie den Christen.

Die Unterstützung, die sie sich durch die Bestechung der Großen und der Gerichtshöfe zu versichern wußten, setzte sie in den Stand, alles zu unternehmen; und man kann, ohne die Sache zu übertreiben, behaupten, daß die Juden in Polen, nach dem Adel, den mächtigsten Landesstand ausmachten.

Aller dieser Vortheile ungeachtet, bleiben die Individuen doch eben so elend, als die meisten

in den übrigen Ländern. Man findet, außer den großen Handelsleuten in Brody, sehr wenige bemittelte Juden im Lande. Der Ueberrest führt ein höchst elendes Leben, ist fast nackt, hat schlechte Häuser und kann sich nur mit äußerster Noth die dringendsten Bedürfnisse zur kümmerlichen Erhaltung des Lebens verschaffen. Sie sind übrigens, wie fast allenthalben, in Wohnung und Kleidung äußerst unrein, stets auf Betrug bedacht, und verfolgen sich unter einander viel heftiger, als sie von den Christen verfolgt werden.

In Galizien wurden gleich, nach der Oesterreichischen Besitznehmung, verschiedene Vorkehrungen gemacht, ihre Vermehrung zu verhindern. Jeder, der heurathen will, muß 20 Dukaten bezahlen; es darf sich nirgends ein Jude aufhalten, der nicht sein Steuerbuch vorzeigen kann; wenn der Pächter eines Wirthshauses einen solchen, einen Bettel- oder abgeschaften Juden beherbergt, muß er 20 Dukaten Strafe geben; es sind ihnen viele Gewerbe, gepachtete Mühlen, Brauereien und Wirthshäuser wieder entrissen. Allein noch nimmt man keine Abnahme ihrer Anzahl wahr.

Die

Die meisten Wirthshäuser und alle kleine Pachtungen sind noch in ihren Händen, und obgleich alle Stimmen darin vereinigt sind, daß die große Anzahl der Juden *) eine Hauptursach des schlechten Zustandes dieser Provinz sei; so läßt sich doch nicht eine baldige Aenderung mit Wahrscheinlichkeit vermuthen.

Allenthalben sieht man zwar in den Städten eine große Menge armer Juden; allein der Aufwand der mittlern und reichen, den sie in den prächtigsten Stoffen, mit Sammt, Seide, Pelzwerk, mit Gold, Silber und Edelsteinen machen, setzt jeden Fremden, der des Anblicks nicht gewohnt ist, in Erstaunen. Besonders ist diese Pracht zu Brody, Lemberg und Jaroslaw im höchsten Grade übertrieben. In diesen Städten treibt der Jude auch beinahe alles. Er ist Kaufmann, baut Schiffe, fährt selbst zu Wasser nach Warschau, Danzig, Elbing u. s. w.

Bei einer jetzt eingeführten weisen Verfassung des Landes, die allmählig, so wie man Fehler

*) Ich würde hinzu setzen: bei ihrer jetzigen Verfassung! Z.

Fehler bemerkt, immer verbessert wird, muß Galizien in wenigen Jahren viele Königreiche in Europa weit übertreffen. Handel und Wandel ist frei; was Accise für ein Wort und für eine Sache sei, weiß man nicht, die Abgaben sind äußerst mäßig, und die Landesprodukte von allen Arten, theils jetzt schon vortreflich, theils leicht zu verbessern. Die schiffbaren Flüsse erleichtern die Ausfuhr der Waaren nach allen Gegenden. Der Sanfluß wird für größere Schiffe fahrbar gemacht; auf der Weichsel wird schon ein ansehnlicher Handel getrieben, und seit kurzem hat der Weg nach Triest den Gewerben ein neues Leben verschaft.

Anekdoten.

Das nachstehende Fragment einer Lebensbeschreibung ist der getreue Abdruck eines eigenhändigen Aufsatzes von einem alten Candidaten des Predigtamtes. Der gute fünf und achtzig jährige Mann erhielt von dem hiesigen Herrn Prediger Cube das Zeugniß: „es sind mir wenige Men„schen von einer so durchgängigen und gründli„chen Rechtschaffenheit, als er besitzt, bekannt „geworden. Seine jetzige große Dürftigkeit ist „zum Theil eine Folge seiner aus der Mode ge„kommenen Redlichkeit und edlen Art zu den„ken 2c.“ Ohngefehr eben das bezeugte der Herr Professor Gleditsch, so wie verschiedene seiner übrigen Wohlthäter, von ihm. Schon deswegen verdiente dies Fragment seiner Lebensbeschreibung, das eine authentische Bestätigung jener Zeugnisse enthält, einen Platz in meinem Buche. Ich darf aber auch hoffen, daß es manchem Leser, wegen des kurzen Gesprächs mit

Fried-

Friedrich dem Zweiten, eben so willkommen seyn wird, als wegen der originellen Erzählungsart, an der ich nicht einen Ausdruck verändert habe. Der Aufsatz lautet also:

Zu gedenken.

Es verstarb Anno 1740 der würdige Pastor Cannabich zu Hemleben, einem Dorfe in Thüringen von 160 Häusern. Keine Gedanken waren bei mir, das Pastorat zu profitiren; aber was geschah? Der Herr Graf von Werthern zu Schloßbeichlingen, der Patron der Hemlebenschen Kirche, schickte seinen Lehnsdirector Kettenbeil in mein Logis. Dieser brachte einen gnädigen Gruß von seinem Herrn; und es wäre mir ja allzubekannt, daß das Hemlebensche Pastorat vacant sei. Es hätten sich verschiedene Competenten supplicando dazu gemeldet; der Herr Graf aber hätten noch zur Zeit keinem das Fiat ertheilet, sondern auf mich gewartet, — „ich würde mich doch auch melden." Weil ich aber das nicht gethan, so wolle Er mir aus eigener Bewegung, vor allen andern, das Pastorat hiermit conferiret haben. — Und das war ja, ohne allen Streit,

Vocatio

Vocatio divina, welche mit unterthänigem Danke anzunehmen!

Allein der hinkende Bote kam nach. Der Kettenbeil fing an: er müsse mir sub rosa sagen;

„Die Frau Gräfin von Werthern wolle „durch diese Beförderung ihre Cammerjungfer „versorgt wissen; die müßte ich heurathen, „und mit ihr zugleich die Pfarre beziehn u. s. w.“

Auf einmal fiel mir der Muth dahin! denn da ich hörte, daß es hieß: Do vt facias, facio vt facias:

Willst du die Pfarre,
So nimm die Quarre:

so replicirte ich, „ich bedanke mich bescheident„lich, Herr Lehnsdirector, für eine solche „Vocation.“ —

Und warum denn?

„Die Vocation muß Libertatem haben; es „muß kein Vitium essentiale sich dabei befinden, „sondern in essentiali richtig seyn; sonst kann „kein redlicher Mann sie mit gutem Gewissen „annehmen. Und das wäre ja eine gezwungene „Ehe, daraus tausend Inconvenientien entste„hen könnten.“ — Und das hat der Hoffmann,

der

der nach mir mit beiden Händen zugegriffen, endlich erfahren. Das lose Ding von Hofschränzchen hat diesen Mann täglich gemartert, so daß er binnen drei Jahren im dreißigsten Lebensjahre ins Gras beißen müssen. Ich aber hatte legitimam caussam, cum tali conditione die Vocation auszuschlagen.

Und das ist denn gar zu übel aufgenommen worden. Ich wurde in der Thüringischen Gegend für einen eigensinnigen tollen Menschen ausgeschrien! Der Herr Graf von Werthern, hieß es, hätte mir aus eigener Bewegung, ohne mein Gesuch, ein Amt angeboten, und das wäre eine rara avis, ein seltenes Exempel, ich aber hätte das so gnädige Anerbieten trotzig und verwegen ausgeschlagen. Kurz, es wurde mir unter die Augen gesagt, daß man nimmer weiter an mich denken wollte.

Um nur aus den Augen zu kommen, verließ ich das Vaterland, und ging nach Berlin. — Und so war es denn der 20ste Junius 1750, als ich das erstemal hieher kam; und da wurden mir denn auch sogleich auf dem Packhofe bei Visitirung meiner Sachen

400 Reichsthaler Nürnberger ganze Batzen weggenommen. — Und warum das?

„Der König hätte die Batzen schon etliche „Jahre ganz und gar verschlagen lassen, sie „sollten in seinem Lande nichts gelten; und „ich wäre so kühn, und brächte die Batzen „hieher — in die königliche Residenz — auf „den — — Packhof! — Contrebande! Contrebande!" — Das war ein schöner Willkommen!

Ich entschuldigte mich mit der Unwissenheit: käme aus Thüringen, viele Meilenweges her, hätte mithin ja ohnmöglich wissen können, was Se. Majestät der König in Dero Ländern verbieten lassen.

Er. Das wäre keine Entschuldigung. Wenn man in eine solche königliche Residenzstadt reisen, und daselbst verbleiben wollte; so müßte man sich nach allem genau erkundigen, und wissen, was für Geldsorten im Schwange gingen, damit man nicht durch Einbringung verrufener Münzen Gefahr laufe.

Ich. Was soll ich denn anfangen? Sie nehmen mir ja, sogar unschuldig, die Gelder weg! Wie und wovon soll ich denn leben?

Er. Da müßte ich zusehen! „Und er wollte mich zugleich bedeuten; wenn die Sachen auf dem Packhofe visitirt worden, so müßten solche von der Stelle geschaft werden."

Es wurde also ein Schiebekarren herbeigerufen, meine Effekten aufzuladen und fortzufahren. Dieser brachte mich in die Jüdenstraße in den weißen Schwan, warf meine Sachen ab, und forderte vier Groschen Lohn. Die hatte ich nicht. Der Wirth kam herbei, und als er sah, daß ich ein gemachtes Federbett, einen Coffre voll Wäsche, einen Sack voll Bücher und andere Kleinigkeiten hatte, so bezahlte er den Träger, und wies mir eine kleine Stube im Hofe an. „Da könnte ich wohnen; Essen und Trinken wollte er mir geben." Und so lebte ich denn in diesem Gasthofe acht Wochen lang, ohne einen blutigen Heller, in lauter Furcht und Angst.

In dem weißen Schwan spannen die Fuhrleute aus, und logiren da; und so kam denn öfters ein gewisser Advokat B * * dahin, und hatte sein Werk mit den Fuhrleuten. Mit diesem wurde ich bekannt und klagte ihm meine unglücklichen Fata. Er obligirte sich, meine Gelder wiederum herbeizuschaffen, und ich versprach

ihm für seine Bemühung einen Louisd'or. Den Augenblick mußte ich mit ihm fortgehn. Und so kamen wir denn in ein großes Haus; da ließ der B** durch einen Bedienten sich anmelden, und wir kamen in Continenti vor den Minister.

Der Advocat proponirte, und sagte unter andern: „Wahr ist es, daß der König die „Batzen ganz und gar verschlagen lassen; sie „sollten in seinem Lande nichts gelten; aber „das weiß der Fremde nicht. Ohnehin exten„dirt sich das Edict nicht so weit, daß man den „Leuten ihre Batzen wegnehmen soll ꝛc.“

Hierauf fing der Minister an zu reden: „Mon„sieur, seid ihr der Mann, der meines Königs „Mandate durchlöchern will? Ich höre, ihr „habt Lust auf die Hausvoigtei. Redet weiter, „ihr sollt zu der Ehre gelangen ꝛc.“

Was that mein Advocat? Er submittirte sich, und ging zum Tempel hinaus; ich hinter ihm her, und als ich auf die Straße kam, so war der B** über alle Berge; und so hatte er denn meine Sache ausgemacht bis auf die streitigen Punkte.

Endlich wurde mir der Rath gegeben, dem König supplicando anzutreten, das Memorial aber müsse ganz kurz, gleichwohl aber die Contenta drinnen seyn. Ich concipirte eins, mundirte es und ging damit mit dem Aufschluß des Thores, ohne nur einen Pfennig Geld in der Tasche zu haben (o, der Verwegenheit!) in Gottes Namen nach Potsdam. Und da war ich auch so glücklich, sogleich den König zum erstenmale zu sehen. Er war auf dem Schloßplatze beim Exerciren seiner Soldaten. Als dieses vorbei war, ging Er in den Garten und die Soldaten auseinander; vier Officiere aber blieben auf dem Platze und spazierten auf und nieder.

Ich wußte vor Angst nicht, was ich machen sollte, und holte die Papiere aus der Tasche: das war das Memorial, zwei Testimonia und ein gedruckter Thüringischer Paß. Das sahen die Officiere, kamen gerade auf mich zu und fragten; was ich da für Briefe hätte? Ich communicirte sie willig und gern, und da sie solche gelesen hatten, so sagten sie: „Wir wollen ihm einen guten Rath geben. Der König ist heute Extragnädig und ganz allein in den Garten ge-

gan-

gangen. Gehe er Ihm auf dem Fuße nach. Er wird glücklich seyn."

Das wollte ich nicht; die Ehrfurcht war zu groß. Da griffen sie zu. Einer nahm mich beim rechten, der andere beim linken Arm. Fort, fort in den Garten! Als wir nun dahin kamen, so suchten sie den König auf. Er war bei einem Gewächse mit den Gärtnern, bückte sich und hatte uns den Rücken zugewendet. Hier mußte ich stehen bleiben, und die Officiere fingen an in der Stille zu commandiren:

„Den Hut unter den linken Arm!"
„Den rechten Fuß vor!"
„Die Brust heraus!"
„Den Kopf in die Höhe!"
„Die Briefe aus der Tasche!"
„Mit der rechten Hand hoch gehalten!"
„So steht!"

Sie gingen fort, und sahen sich immer um, ob ich auch noch so würde stehen bleiben. Ich merkte wohl, daß sie beliebten ihren Spaß mit mir zu treiben, stand aber wie eine Mauer, voller Furcht.

Die Officiere waren kaum aus dem Garten hinaus, so richtete sich der König auf und sah die Maschine in ungewöhnlicher Positur dastehn. Er that einen Blick auf mich; es war, als wenn mich die Sonne durchstrahlte; schickte einen Gärtner, die Briefe abzuholen, und als Er solche in die Hände bekam, ging Er einen andern Gang. Ich sah Ihn nicht mehr!

Kurz darauf kam Er wieder zurück zu dem Gewächse, hatte die Papiere in der linken Hand aufgeschlagen, und winkte damit, näher zu kommen. Ich hatte das Herz und ging gerade auf ihn zu. O, wie allerhuldreichst redete mich der große Monarch an:

„ Lieber Thüringer, er hat zu Berlin durch „ fleißiges Informiren der Kinder das Brod ge- „ sucht; so haben sie ihm bei dem Visitiren sei- „ ner Sachen auf dem Packhofe sein mitgebrach- „ tes Thüringerbrod weggenommen *). Wahr „ ist es, die Batzen sollen in meinem Lande nichts „ gelten; aber sie hätten auf dem Packhofe sagen sollen:

*) Vermuthlich Worte des eingereichten Memorials!

„ sollen: Ihr seid ein Fremder, und wisset
„ das Verbot nicht. Wohlan, wir wollen den
„ Beutel mit den Batzen versiegeln; gebt solche
„ wieder zurück nach Thüringen und lasset euch
„ andere Sorten schicken; aber nicht weg-
„ nehmen *). Gebe er sich zufrieden: er soll
„ sein Geld cum Interesse zurück erhalten. —
„ Aber, lieber Mann, Berlin ist schon ein heißes
„ Pflaster; sie verschenken da nichts; er ist ein
„ fremder Mensch; ehe er bekannt wird, und
„ Information bekömmt, so ist das Bißchen Geld
„ verzehrt: was dann? —

Ich verstund die Sprache recht gut; die Ehr-furcht aber war zu groß, daß ich hätte sagen sollen: Ew. Majestät haben die allerhöchste Gnade und versorgen mich. — Weil ich aber so einfältig war, und nichts bat, so wollte Er mir

*) Wenn man es mit einander vergleicht, wie der König hier sein Gesetz erklärt, und wie es auf dem Packhofe erklärt wurde; so — Die Reflexion ist zu natürlich, als daß ich sie dem Leser nicht selbst überlassen sollte! O, daß ein Fürst, wenn er Gesetze giebt, nicht auch denen, die sie handhaben sollen, seinen Geist mitgeben kann!

mir auch nichts anbieten. Und so ging Er denn von mir weg, war aber kaum sechs bis acht Schritte gegangen, so sahe Er sich um, und gab ein Zeichen, daß ich mit Ihm gehen sollte. Und so ging denn das Examen an.

Frage. Wo hat er studirt?

Antwort. Ew. Majestät, in Jena.

Fr. In welchen Jahren?

Antw. Von 1716 bis 1720.

Fr. Unter welchem Prorector ist er inscribirt worden?

Antw. Unter dem Professor Theologiae D. Förtsch I.

Fr. Was waren denn sonst noch für Professoren in der Theologischen Fakultät?

Antw. Buddäus, Danz, Weissenborn, Walch.

Fr. Hat er denn auch fleißig Biblica gehört?

Antw. Beim Buddäo.

Fr. Das ist der, der mit Wolfen so viel Krieg hatte.

Antw. Ja, Ew. Majestät. Es war —

Fr. Was hat er denn sonst noch für nützliche Collegia gehört?

Antw.

Antw. Thetica et Exegetica beim D. Förtsch, Hermenevtica et Polemica beim D. Walch, Hebraica beim D. Danz, Homiletica beim D. Weissenborn, Pastorale et Morale beim D. Buddäo.

Fr. Ging es denn zu seiner Zeit noch so toll in Jena her, wie ehedem die Studenten ohne Unterlaß sich mit einander katzbalgten, daher der bekannte Vers kommt:

Wer von Jena kömmt ungeschlagen,
Der hat von großem Glück zu sagen.

Antw. Diese Unsinnigkeit ist ganz aus der Mode kommen, und man kann anjetzt sowohl, als auf andern Universitäten ein stilles und geruhiges Leben führen, wenn man nur das dic, cur hic? observiren will. Bei meinem Anzuge schaften die Durchl. Nutritores Academiae (Ernestinischer Linie) die sogenannten Renommisten, die so viele Unruhen gemacht, aus dem Wege und ließen sie zu Eisenach auf die Warteburg in Verwahrung setzen; da haben sie gelernt ruhig seyn.

Und so schlug die Glocke Eins. „Nun muß ich fort, sagte der König, sie warten auf die Suppe.“

Und da wir aus dem Garten kamen, waren die vier Officiere noch gegenwärtig und auf dem Schloßplatze, die gingen mit dem Könige ins Schloß hinein und kam keiner wieder zurück. Ich blieb auf dem Schloßplatze stehen, hatte in 27 Stunden nichts genossen, nicht einen Dreier in bonis zu Brode, und war in einer vehementen Hitze vier Meilen im Sande gewatet. Da wars keine Kunst das Lachen zu verbeißen. In dieser Bangigkeit meines Herzens kam ein Cammerhusar aus dem Schlosse und fragte: „Wo ist der Mann, der mit meinem Könige in dem Garten gewesen?“ Ich antwortete: „Hier!“ Dieser führte mich ins Schloß in ein großes Gemach, wo Pagen, Lakaien und Husaren waren. Der Husar brachte mich an einen kleinen Tisch, der war gedeckt, und stand darauf: Eine Suppe, ein Gericht Rindfleisch, eine Portion Karpfen mit einem Gartensalat, eine Portion Wildpret mit einem Gurkensalat, — Brod, Messer, Gabel, Löffel, Salz war alles da. Der Husar präsentirte mir einen Stuhl und sagte: „Die „Essen, die hier auf dem Tische stehen, hat ihm „der König auftragen lassen und befohlen, er „soll sich satt essen, sich an niemanden kehren,

„und

„und ich soll serviren. Nur also frisch daran!“ Ich war sehr betreten, und wußte nicht, was zu thun sei, am wenigsten wollte mirs in den Sinn, daß des Königs Cammerhusar auch mich bedienen sollte. Ich nöthigte ihn, sich zu mir zu setzen; als er sich weigerte, that ich, wie er gesagt hatte, und ging frisch daran, setzte mich, nahm den Löffel und fuhr tapfer ein. Der Husar nahm das Fleisch vom Tische und setzte es auf die Kohlpfanne, eben so kontinuirte er mit Fleisch und Braten, und schenkte Wein und Bier ein. Ich aß und trank mich recht satt. Den Confect, dito einen Teller voll große schwarze Kirschen und einen Teller voll Birnen packte mein Bedienter ins Papier und senkte mir solche in die Tasche, auf dem Rückwege eine Erfrischung zu haben. Und so stand ich denn von meiner königlichen Tafel auf, dankte Gott und dem Könige im Herzen, daß ich so herrlich gespeiset worden. Der Husar räumte auf.

Den Augenblick trat ein Secretarius hinein, und brachte ein verschlossenes Rescript an den Packhof, nebst meinen Testimoniis und dem Passe zurück, zählte auf den Tisch fünf Schwanz-

dukaten und einen Friedrichd'or: „das schicke mir der König, daß ich wieder zurück nach Berlin kommen könnte.„ Hatte mich nun der Husar ins Schloß hinein geführt, so brachte mich der Secretarius wieder bis vor das Schloß hinaus. Und da hielt ein königlicher Proviantwagen mit sechs Pferden bespannt; zu dem brachte er mich hin, und sagte: „Ihr Leute, der König hat befohlen, ihr sollt diesen Fremden mit nach Berlin, aber auch kein Trinkgeld von ihm nehmen." Ich ließ mich durch den Secretarium noch einmal allerunterthänigst bedanken für alle königliche Gnade, setzte mich auf und fuhr davon.

Als wir nun nach Berlin kamen, ging ich sogleich auf den Packhof, gerade in die Expeditionsstube und überreichte das Königl. Rescript. Der Oberste erbrach es; bei Lesung desselben verfärbte er sich, bald bleich bald roth, schwieg still und gab es dem zweiten. Dieser setzte eine Brille auf, las es, schwieg still und gab es weiter. Der letzte regte sich endlich: ich sollte näher kommen, und eine Quitung schreiben: „daß ich für meine 400 Rthlr. ganze Batzen so viel an

Bran-

Brandenburger Münzsorten, ohne den mindesten Abzug baar erhalten ꝛc." Meine Summe wurde mir sogleich richtig zugezählt. Darauf wurde der Schaffner gerufen, mit der Ordre: „er sollte mit mir auf die Jüdenstraße im weißen Schwan gehen und bezahlen, was ich schuldig wäre und verzehrt hätte." Dazu gaben sie ihm 24 Rthlr., „und wenn das nicht zureichte, sollte er kommen und mehr Geld holen."

Das war es, daß der König sagte: „Er soll seine Gelder cum Interesse wieder bekommen," daß der Packhof meine Schulden bezahlen mußte. Es waren aber nur 10 Rthlr. 4 gr. 6 pf. die ich in acht Wochen verzehrt hatte. Und so hatte denn die betrübte Historia ihr erwünschtes Ende.

Noch zu gedenken!

Nachdem ich nun, nach so vielen Weitläuftigkeiten und Bekümmernissen, endlich doch noch meine weggenommenen Gelder wiederum zurück erhalten, so ging ich mit vollen Freuden aus dem Gasthofe, dem weißen Schwan, und bezog eine kleine Stube in der Kochstraße. Hier

lebte

lebte ich in der Stille und besuchte fleißig die Jerusalemskirche. Das merkt ein Dieb, der da mußte Wissenschaft haben, daß bei mir etwas zu stehlen sei. Ich lebe ohne Sorge, und gehe Dominica Reminiscere abermals in die Kirche, bleibe auch allda, bis die Communion zu Ende ist.

In der Zeit schließet die Diebeshand Stube und Coffre auf, und nimmt alles mein Geld mit der gesammten Wäsche weg, schließet alles hinter sich ordentlich wieder zu und gehet mit dem Raube davon. Da hat nun weder Hahn noch Henne darnach gekrähet; und ich war auf einmal ein Erzbettler. Kein Brod, keine Wäsche, keine Gelder, keine Condition — das, sage ich, preßte Seufzer und Thränen aus.

Und so hat mich denn der Herr in meinem Leben durch Dorn und Hecken, über Stock und Stein, durch böse und gute Gerichte, aber allezeit weislich geführet! Sein herrlicher Name sei dafür ad dies Vitae gepriesen

von

J. C. L.

Fünfundachtzigjährigen Thüringer.

Der

Der Name Stahl wird von Aerzten und Chemisten noch lange mit Achtung genannt werden, ohnerachtet man in der Chemie und Arzneiwissenschaft täglich so große Vorschritte thut, daß seine berühmten Zeitgenossen größtentheils vergessen sind. Seine ausgebreitete Gelehrsamkeit war indessen nicht sein einziger und größter Vorzug; sein uneigennütziger, edler Charakter machte ihn noch ehrwürdiger, als sie. Unter den vielen Beweisen davon, die seine Bekannten gesammelt haben, nur folgende zwei für diesmal!

Stahl hatte das Unglück mit seinem Collegen, dem Leibmedicus H * * in Uneinigkeit zu leben. Er ertrug manche Kränkung von ihm; verachtete aber die Gelegenheit zur Rache, die sich ihm bisweilen darbot, und wurde der Wohlthäter seines Feindes. Der Leibmedicus H * * hatte einen General in der Cur, den der König Friedrich Wilhelm ungemein liebte. Der Kranke starb, und man sagte laut am Hofe, der Arzt habe unverzeihliche Fehler in der Behandlung desselben begangen. Der König hörte das Gerücht endlich selbst, glaubte es um so williger, da sein Schmerz über den Verlust seines Lieblings heftig

war,

war, und untersagte augenblicklich dem Leibmedicus alle Praxin. Wenige Tage darauf wurde Stahl zur Königin gerufen. Kaum hatte sie ihm eine kurze Nachricht von ihrem Gesundheitszustande gegeben, so sagte sie: „Lieber Stahl, nehme Er mir eine Bitte nicht übel, die in der That ein wenig unschicklich ist. Ich habe den kleinen Hund hier außerordentlich lieb, das arme Thierchen ist sehr krank, und ich glaube, daß ihm könnte geholfen werden. Wollte Er nicht so gut seyn und ihm etwas verschreiben?“

„Von Herzen gern wollte ich es, wenn Ew. Majestät nicht gesagt hätten, daß es Ihr Liebling wäre.“

Der König war im Zimmer, Stahls Antwort fiel ihm auf, und er fragte mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit: Wie so, Stahl, warum das?

„Ich weis aus der Erfahrung, Ew. Majestät, wie unglücklich der Arzt seyn kann, wenn ohne seine Schuld ein Liebling stirbt.“

Haha! Er zielt auf den H * * — Sage Er als ein ehrlicher Mann, hat H * * nicht den General umgebracht?

„Halten Ew. Majestät zu Gnaden: H** ist ein eben so geschickter, als gewissenhafter Arzt. Ich habe mich —

Die ganze Stadt sagts doch allgemein!

„Die Stadt spricht viel, Ew. Majestät. H** kann seine Feinde haben. Ich habe mich genau erkundigt, wie er den General behandelt hat; ich würde eben so verfahren seyn, der General wäre mir gewiß auch gestorben, und ich wäre eben so gewiß überzeugt gewesen, daß mir Gewalt geschähe, wenn ich meine Praxin darüber verloren hätte.“

Stahl, Er ist ein ehrlicher Mann, sage Er, ist das seine wahre Meinung?

„Ja, Ew. Majestät, das bezeuge ich vor Gott!“

Nun, nun, es ist wohl möglich! Was spricht denn immer das verdammte Volk? — Geb Er sich nur zufrieden! H** soll seine Praxin wieder haben! — Seh Er doch zu, ob er dem Hündchen nicht helfen kann!

Ein Russischer Fürst wurde während seines Aufenthalts in Berlin krank. Stahl hatte das Glück, ihn in kurzer Zeit herzustellen. Der Fürst überschickte ihm für die Mühe von wenigen Tagen eine wahrhaftig fürstliche Belohnung in einem versiegelten Päckchen. Stahl kam noch nachher etlichemale ihn zu besuchen, ohne des Geschenkes mit einer Silbe zu erwähnen. Dem Fürsten fiel das auf, und er fing an zu besorgen, daß er entweder nicht genug gegeben, oder daß der Ueberbringer Unterschleife gemacht habe. Er sprach darüber mit dem verstorbenen General Grumkow, der es übernahm, sich auf eine gute Art bei dem Geheimen Rath Stahl deshalb zu erkundigen. Stahl versicherte den General, er wisse nicht, was der Fürst ihm geschickt hätte, und weil jener ihm nicht glauben wollte, schickte er seinen Bedienten nach Hause, ließ in dem Rocke, den er den Tag angehabt hatte, nachsuchen, und das Päckchen des Fürsten bringen. Es war in der That noch unentsiegelt; denn Stahls Uneigennützigkeit ging so weit, daß er nicht gewohnt

wohnt war zu sehen, wieviel er bekam. Als er starb, fanden seine Erben unvermuthet hinter seinen Büchern etliche tausend Thaler in versiegelten Papieren, die er von seinen Patienten bekommen und zur Seite gesteckt hatte, ohne sie je zu öfnen!

Ueber die dephlogisticirte Luft.

Zwar weis ich sehr wohl, daß diese Abhandlung für manchen von meinen Lesern sehr uninteressant seyn wird; allein ich bin auch von vielen mehr als einmal aufgefordert worden, die angefangene Beschreibung der verschiedenen Luftarten fortzusetzen; und ich entschließe mich dazu um so williger, da dieser Gegenstand beinahe von Tage zu Tage für den denkenden Kopf wichtiger wird. Für Leser, denen schlechterdings keine Kenntniß sauer werden soll, weis ich keinen andern Rath, als das zu überschlagen, was sie ohne Nachdenken nicht verstehen können, denn bei der größesten Bemühung nach allgemeiner Verständlichkeit ist es doch nicht möglich, ihnen alle nahrhafte Speisen in Milch zu verwandeln. Hie und da werden sie indessen doch, wenn sie sich die Mühe geben, zu lesen, auch etwas finden, was ihnen ohne weitere Theorie faßlich und nicht ganz unwichtig seyn wird. Diejenigen

aber, welche sich zu unterrichten wünschen, bitte ich, die Abhandlung über die fixe Luft im dritten Theile dieses Buchs (S. 217 u. f.) noch einmal zu lesen, ehe sie diese Fortsetzung derselben zur Hand nehmen. Ich setze dieselbe hier ganz voraus, um mich nicht unnöthig zu wiederholen und verweise blos ein und das anderemal ausdrücklich auf sie.

Die Luft, welche man fix oder gebunden, als einen Bestandtheil der natürlichen Körper antrift, ist in ihren Eigenschaften sehr verschieden, je nachdem sie aus diesem oder jenem Körper und auf die eine oder andere Art aus demselben entbunden wird. Am allermeisten unterscheidet sich von der ausführlicher beschriebenen sogenannten fixen Luft oder der Luftsäure, die dephlogisticirte Luft, von der ich jetzt reden werde, und die man auch die reine oder Feuerluft nennt. Jene ließ sich zum Beyspiel mit Wasser mischen, diese nicht; jene löschte die Flamme eines Lichtes augenblicklich aus, diese befördert die Glut und das Brennen entzündlicher Körper bis zum Erstaunen sehr; jene tödtete Thiere, welche sie einathmeten, sogleich, diese

scheinet Munterkeit und Leben mit sich zu führen, so sehr ist sie den lebendigen Geschöpfen zuträglich. Ja es wird sich auch aus der folgenden Abhandlung ergeben, daß die gemeine (atmosphärische) Luft, welche unsere Erde umgiebt, blos durch die dephlogisticirte Luft, die sie enthält, und die gewöhnlich etwa den vierten Theil ihrer Mischung ausmacht, fähig wird, Feuer und Athem zu erhalten.

Der gewöhnliche und zugleich wohlfeilste Weg ihrer habhaft zu werden, ist folgender. Man legt gereinigten Salpeter in eine Retorte von Steingut, befestigt auf den gebogenen Hals derselben eine Röhre, die am andern Ende aufwärts gebogen ist, legt die Retorte in ein Kohlenfeuer, verstärkt die Glut, und setzt die Oefnung am gebogenen Ende der Röhre unter Wasser, wie im 3ten Theile S. 224 mit der gläsernen Röhre vorgeschrieben wird. In kurzer Zeit wird man aus der Röhre in dem Wasser Blasen aufsteigen sehen. Diese sind aber nichts anders, als die gemeine Luft, welche schon vorher in der Retorte und der Röhre war, und die nun, von der Hitze ausgedehnt, in denselben

nicht mehr Raum genug hat und sich daher einen Ausweg sucht. Die Glut setzt endlich den Salpeter in Fluß, und sodann entwickelt sich die dephlogisticirte Luft aus demselben und steigt ebenfalls aus der Röhre in dem Wasser, als Blasen, in die Höhe. Dort fängt man sie denn eben so auf, wie ich bei der fixen Luft ausführlicher beschrieben habe. Man nimmt nämlich eine mit Wasser gefüllte Flasche, kehrt sie, ohne etwas auszugießen um, und setzt ihre Oefnung auf die Oefnung der Röhre, so daß die aufsteigenden Blasen in die Flasche dringen und aus derselben so viel Wasser, als sie selbst Raum einnehmen, in das unten gestellte Gefäß treiben. Hat man nach und nach so viele Blasen dieser Luft aufgefangen, daß nur noch ein wenig Wasser im Halse der Flasche zurückgeblieben ist, so verstopft man die Oefnung derselben mit einem Korke und stellt sie auf den Kork, da alsdenn das zurückgebliebene Wasser verhindern hilft, daß nicht die gemeine Luft in die Flasche und die dephlogisticirte hinaus trete. Hat man nicht allzuwenig Salpeter, sondern etwa drei bis vier Unzen in die Retorte geschüttet, so kann man 20 und mehrere Quartflaschen auf diese Art mit dieser

Luft anfüllen. Jedoch muß die Retorte sehr gut seyn, wenn sie nicht in kurzer Zeit durch den Angriff des schmelzenden Salpeters zerstört werden soll.

Wer die mit dieser Methode verknüpften Weitläuftigkeiten scheut, und sich mit einer geringeren Quantität dephlogisticirter Luft begnügen will, kann einige Umstände dadurch abkürzen, daß er etwa eine Unze gereinigten Salpeter in eine kleine gläserne Retorte legt, über die Oefnung ihres Halses eine angefeuchtete Rindsblase, die dicht zusammengedrückt ist, damit keine gemeine Luft darinnen bleibt, festbindet, die Retorte mit ihrem weiten kugelförmigen Theile in eine Kohlpfanne legt, und das Feuer durch fleißiges Anfachen so sehr verstärkt, daß der Salpeter zu kochen anfängt. Die Luft, welche sich alsdann entwickelt, tritt in die Blase und blähet sie auf. Ist sie angefüllt, so wird sie vor dem Halse der Retorte fest zugebunden, und sodann von derselben abgenommen. Es ist mir nicht selten gelungen, auf diese Art mehrere ansehnliche Blasen mit dephlogisticirter Luft anzufüllen. Herr Scheele, dem wir die Erfin-

dung

dung, aus dem gereinigten Salpeter so diese Luft zu entbinden, verdanken, erhielt aus einer Unze Salpeter 50 Unzen Maß reine Luft, und der Abt von Fontana, dem Herr Ingenhouß unrichtig diese Erfindung beilegt, erhielt aus einem Kubikzoll Salpeter achthundert Kubikzoll von dieser Luft. Mir ist indessen auch bisweilen eine Retorte von grünem Glase, welches besser als das weiße Glas zu halten pflegt, eher gesprungen, als der Salpeter zu kochen anfing; und meistentheils ist die Retorte eher geschmolzen, als man alle Luft, die man entbinden könnte, wirklich erhält. Die Mittel, wodurch sich dies verhüten läßt, sind für den bloßen Liebhaber dieser Kenntnisse zu weitläuftig, und Kenner bedürfen meines Unterrichtes nicht.

Hat man die Luft in eine Blase gesammlet, so darf man nur die Mündung einer mit Wasser gefüllten Flasche in die Blase binden, das Band, womit dieselbe vorher verschlossen war, lösen, und das Wasser in die Blase ausgießen, wo alsdann statt des Wassers die Luft in die Flasche steiget und dieselbe anfüllt. Doch thut man auch hier wohl, wenn man es so einrichtet, daß

man die Flasche verstopfen kann, ehe alles Wasser aus derselben hinausgeflossen ist, da das in dem Halse derselben zurückgebliebene das Eindringen der gemeinen Luft verhütet, wenn man die Flasche auf den Kork stellt.

Von dieser Luft, welche man dephlogisticirte nennt, habe ich nun bereits erwähnt, daß sie sich nicht mit dem Wasser, gleich der Luftsäure, mischen läßt. Selbst Herrn Scheele Versuch, gekochtes Wasser damit anzuschwängern, beweiset nicht das Gegentheil, da durch heftiges Kochen das Wasser bekanntermaßen luftleer wird, und es daher in diesem Zustande allerdings jede Luftart in seine Zwischenräume aufnehmen muß, um sich wieder, so viel als möglich, in seinen natürlichen Zustand zu versetzen. Die fixe Luft wird dagegen in großer Menge von jedem Wasser, welches hinlängliche gemeine Luft in seinen Zwischenräumen hat, eingesogen. Auch wünschte ich, daß man zu bemerken suchte, ob nicht, wie ich gewiß glaube, jenes nach Herrn Scheelens Art mit dephlogisticirter Luft gesättigte Wasser, noch eine

beträcht-

beträchtliche Menge fixer Luft aufnehmen würde *).

Zweitens ist diese Luft schwerer als die gemeine Luft. Herr Scheele fand, daß zwanzig Unzen von jener um zwei Gran schwerer wogen, als eben so viel von dieser. Wenn man sich aber der eigenthümlichen Schwere der

*) Bei Aeußerungen dieser Art wundert sich vielleicht mancher Leser, warum ich selbst nicht solche Versuche anstelle. Allein die Untersuchung der Natur kann bei den vielen Geschäften, die mir mein Amt und meine übrigen Verbindungen geben, nur in meine Nebenstunden fallen; und da oft viele Tage und Wochen vergehen, ehe ich einmal wieder ein chemisches oder physikalisches Buch in die Hand bekomme; so habe ich gewöhnlich Mühe genug, mir nur das bekannt zu machen, was andere gefunden und gedacht haben, ohne an eigene Untersuchungen denken zu können. Ungemein kömmt mir dabei der unermüdete Beobachtungsgeist und Scharfsinn meines Freundes, des Herrn Assessor Klaproth zu Statten, der mein Lehrer in der Chemie war, und dem ich auch bei dieser Abhandlung manche Belehrung öffentlich verdanken muß.

der fixen Luft erinnert, welche sich zu der gemeinen Luft beinahe, wie zwei zu eins verhält; so wird auch hierin ein neuer Unterschied zwischen diesen beiden durch die Kunst entbundenen Luftarten auffallend werden. Ungleich mehr aber unterscheiden sie sich darin, daß

Drittens, die dephlogisticirte Luft dem Athmen der Thiere so sehr günstig ist. Anstatt daß Thiere, welche die Luftsäure einathmen, augenblicklich des Todes sind, geben sie vielmehr in dieser Luftart alle Zeichen der Munterkeit und des Wohlbehagens von sich. Ja sie ist ihnen sogar ungleich zuträglicher, als die gemeine Luft. Denn wenn man in ein verschlossenes Gefäß, z. E. unter einen Recipienten, der auf seine Unterlage wohl anschließt, und worin bloße gemeine Luft ist, einen Vogel setzt, so verdirbt derselbe durch seine Ausdünstungen und durch sein Athmen in einer gewissen Zeit, die der Größe des Gefäßes angemessen ist, diese Luft so sehr, daß er sie nicht mehr einathmen kann und stirbt; setzt man ihn aber unter eben dieses Gefäß, nachdem man es mit dephlogisticirter Luft erfüllt hat, so verdirbt er diese zwar, wie leicht abzunehmen ist, ebenfalls; aber er kann sein Leben darin vier

bis

bis sechsmal länger erhalten. Ich selbst habe verschiedenemale diese Luft eingeathmet, die Athemzüge wurden mir leichter, als in der Atmosphäre; indessen bemerkte ich weiter keinen Einfluß davon auf meinen Körper, — wahrscheinlich, weil ich jedesmal nur wenige Athemzüge that. Herr Ingenhouß hat dagegen die Erfahrung gemacht, daß er, nachdem er nur kurze Zeit diese Luft eingeathmet hatte, sich sehr wohl befand, mit größerem Appetite aß, und besser schlief, als gewöhnlich.

Viertens befördert die dephlogisticirte Luft das Brennen der Körper, das Schmelzen des Metalls, die Kraft des elektrischen Funken — mit einem Worte, die Entwickelung des Brennbaren aus denen Körpern, die solches enthalten. Auf diese Eigenschaft gründen sich die vielen schönen und eben so bewundernswürdigen Erscheinungen, die unsere größten Chemisten und Physiker mit derselben hervorgebracht haben, von denen ich hier aber nur die merkwürdigsten anführen kann.

Wenn man einen Wachsstock in eine mit dephlogisticirter Luft angefüllte Flasche hält, so brennt

brennt er mit einer viel größeren Heftigkeit, mit einer viel helleren Flamme und verzehrt sich ungleich geschwinder, als in der gemeinen Luft. Einen trockenen Faden oder Holzspan darf man nur anbrennen, die Flamme wieder auslöschen, so daß er nur noch mit einem einzigen kleinen Fünkchen glimmt, ihn sodann in die dephlogisticirte Luft tauchen und er wird sogleich nicht nur sehr hell, sondern auch mit einer sonst ungewöhnlichen Heftigkeit brennen. Ein Schwefelfaden, der in der gemeinen Luft mit einer kleinen blauen Flamme brennt, lodert in jener mit einem hellen schön violetten Lichte und ist schnell verzehrt. Körper, die man in der gemeinen Luft blos glimmen sieht, z. E. Kohlen, Schwamm, Räucherkerzchen und dergl. brennen ganz hell und geben ein lebhaftes Licht, wenn man sie anglimmt und sodann in die dephlogisticirte Luft taucht. Der Phosphor brennt in derselben mit einer so ungewöhnlich hellen Flamme, daß man den Glanz derselben so wenig, als das Sonnenbild am heitersten Mittage, ohne geblendet zu werden, ansehen kann, zumal wenn das Zimmer, worin man diesen Versuch macht, verfinstert wird. Wegen dieser Eigenschaft, das

Brennen des Feuers in diesem vorzüglichen Grade zu begünstigen, hat Scheele und viele nach ihm sie Feuerluft genannt.

Wie sehr diese Luft das Schmelzen der Metalle befördert, kann man ebenfalls durch sehr einfache Versuche darthun, ohne der künstlichen Vorrichtungen zu bedürfen, die man sonst für nöthig hielt. Man nehme zum Beispiel einen Eisendrath, befestige an das eine Ende desselben ein wenig angeglommenen Schwamm, bringe solchen beinahe bis auf den Boden einer mit dephlogisticirten Luft angefüllten Flasche, und verstopfe die Oefnung derselben so gut sichs neben dem Eisendrathe thun läßt. Der Swamm wird, wie ich bereits angemerkt habe, sogleich mit einer lebhaften Flamme brennen, der Drath wird dadurch geschmolzen werden, und wenn der Schwamm längst verzehrt ist, so wird das Eisen immer noch höher hinauf schmelzen und gleich einem Bindfaden abzubrennen scheinen. Dieser Versuch muß jeden in Erstaunen setzen, dem es bekannt ist, wie strengflüssig das Eisen ist, zumal da nicht blos ein Drath, sondern auch der beste gehärtete Stahl, Federmesserklingen und eng-

lische

lische Uhrfedern eben so ohne Umstände geschmolzen werden. Das Auge hat dabei zugleich ein artiges Schauspiel. Es sprühen aus dem schmelzenden Metalle nach allen Seiten, unter beständigem Knistern, viele sternförmige Funken, die, zumal im Finstern, ein weißes helles Licht von sich geben; und die herabfallenden Tropfen des geschmolzenen Eisens, wenn sie in das Wasser tröpfeln, welches gemeinhin noch den Boden der Flasche bedeckt, glühen in demselben noch eine geraume Zeit; wobei es wiederum merkwürdig ist, daß sie nicht sogleich, wenn sie in das Wasser fallen, sondern erst etliche Augenblicke nachher zu zischen anfangen. Jedes Metall, mit welchem man bis jetzt Versuche angestellt hat, ist, bei einer besonders dazu eingerichteten Vorrichtung, durch die gewaltsame Kraft des Feuers in Verbindung mit der dephlogisticirten Luft, ungleich schneller als in der gemeinen Luft geschmolzen worden, und selbst die Platina hat ihr unterliegen müssen. Ohne Zweifel würde auch der Diamant durch sie verflüchtiget werden; doch ist mir noch kein damit angestellter Versuch bekannt geworden.

Ingenhouß hat meines Wissens zuerst die Elektricität mit dephlogisticirter Luft in Verbindung gesetzt, und seine Vermuthung, daß die Kraft des elektrischen Schlages dadurch ungemein vermehrt werden müsse, bis zum Erstaunen bestätigt gefunden. Herr Prof. Lichtenberg hat seinen Versuch mit einiger Veränderung nachgemacht, und er sagt davon in seinem Briefe an Hrn. Prof. Forster *): „ich habe in „diesen Tagen mit meiner Elektrisirmaschine etwas ausgerichtet, was sich bisher nur allein „der Blitz vorbehalten zu haben schien, nemlich „eine Federmesserklinge, eine Taschenuhrfeder, „beide aus dem besten Stahl, mit einem Schlage aus meiner Batterie zusammengeschmolzen."

Herr Prof. G. Forster hat auch einen merkwürdigen Versuch mit dem Leuchten der Johanniswürmchen in der dephlogisticirten Luft gemacht, den derselbe ebenfalls im Götting. Magazin (im angeführten Stücke S. 281 u. f.) erzählt. Die Resultate desselben sind, daß ihr Licht beständig, ohne Abwechselung, und zwar viel

*) Götting. Magazin 1782 zweites Stück. S. 306.

viel heller war, als der höchste Grad, den man in der gemeinen Luft bemerkt. Ein einziges Thierchen war hinreichend, um bei seinem Lichte die göttingischen gelehrten Anzeigen zu lesen. „Ganz anders, sagt er, scheint es sich mit dem „leuchtenden faulen Eichenholze zu verhalten. „Ein Stück dieses Holzes, welches überaus „schön zu leuchten schien, ward von der dephlo„gisticirten Luft nicht verändert; angenehm war „es aber zu sehen, wie der leuchtende Schein „des Holzes schnell zu verschwinden schien, so„bald man einen einzigen Johanniswurm mit „seinem viel lebhafteren Lichte dazu that.“

Dem Wachsthume der Pflanzen ist die dephlogisticirte Luft keinesweges günstig. Bei denen damit angestellten Versuchen zeigte sich vielmehr, daß die Pflanzen in derselben zwar fortkamen, aber ein schwächliches Ansehen hatten, und die Blätter nicht ihre lebhafte grüne Farbe erhielten. Sehr vielen angestellten Beobachtungen zu Folge nehmen die Pflanzen aus der gemeinen Luft, welche ihre Blätter einsaugen, wenn sie von der Sonne beschienen werden, das Brennbare in sich und mischen es ihrer eigenen

Sub-

Substanz bei; die durch diese Art einer chemischen Zerlegung gereinigte und gleichsam dephlogisticirte Luft aber strömen sie wiederum aus, und zwar, da die dephlogisticirte Luft etwas schwerer ist, als die gemeine, lassen sie solche an den untern Seiten der Blätter von sich. Hierauf beruhet die allerbequemste Art, sich einen Vorrath von dieser Luft zu verschaffen. Man pflückt in dieser Absicht beim Sonnenschein frische Blätter von den Bäumen, schüttet dieselben in eine gläserne Flasche, gießt die Flasche voll reines frisches Wasser und bindet auf die Mündung derselben eine angefeuchtete Blase, die so zusammengedrückt ist, daß sich keine gemeine Luft darin aufhält. So in die Sonnenstrahlen gestellt, entwickeln sich nach und nach aus den Blättern kleine Luftblasen, die aufwärts steigen und allmälig die Blase aufblähen. Um sie nachher zu weiterem Gebrauche in eine Flasche zu sammeln, bedient man sich eben des Verfahrens, welches ich oben S. 4. beschrieben habe *).

*) Man kann noch aus vielen andern Substanzen, z. E. aus Erden, die mit Salpetersäure gesättigt

Ueber die Art, wie sich hier aus den Blättern die dephlogisticirte Luft entwickelt, wird jetzt von zweien Männern, denen beiden die Theorie der verschiedenen Luftarten sehr vieles schuldig ist, von Herrn Ingenhouß und Priestley, gestritten. Was kann ich also anders, als so lange schweigen, bis ihr Streit geendigt ist. Ueberhaupt ist noch viel Uneinigkeit unter den Chemikern über die Natur und über die künstliche Erzeugungsart dieser Luft. Anstatt die verschiedenen Meinungen aufzuzählen, will ich blos noch einiges über den praktischen Gebrauch, den man von dieser Entdeckung der dephlogisticirten Luft bereits gemacht hat, oder noch machen könnte, hersetzen, und in dem nächsten Theile des Lesebuchs einen eigenen Aufsatz der Theorie derselben widmen.

Man

tigt sind, aus den Kalchen der Metalle, vornehmlich dem Quecksilberkalche oder dem rothen Merkurialpräcipitate, die dephlogisticirte Luft gewinnen. Da aber der Salpeter selbst sie sehr rein giebt, und die Behandlung der metallischen Kalche besondere Kunstgriffe erfordert; so habe ich es für überflüssig gehalten, durch Beschreibung dieses Verfahrens noch weitläuftiger zu werden.

Man konnte ohnmöglich die Beobachtung machen, daß das Einathmen der dephlogisticirten Luft dem thierischen Leben so vortheilhaft wäre, ohne auf den Gedanken zu gerathen, daß dieselbe ein bequemes Mittel, mancherlei Krankheiten zu heben, oder ihnen Einhalt zu thun, abgeben müsse. Man bediente sich derselben auch sehr bald mit glücklichem Erfolge, bei solchen Personen, die durch Erstickung in schweflichten Dünsten oder im Kohlendampfe ohnmächtig geworden waren. Man schloß darauf weiter, daß auch in andern Krankheiten, die das Athemholen beschwerten, von der Wohlthätigkeit dieser Luft Erleichterung für den Leidenden zu hoffen sei; und man machte Versuche. Unter andern erfand der H. Prof. Achard einen Ofen, durch welchen er hofte ein Zimmer nach und nach mit dephlogisticirter Luft anzufüllen. — Doch die Sache verdient eine ausführlichere Beschreibung, und ich theile sie meinen Lesern aus des H. Prof. Selle neuen Beiträgen zur Natur und Arzneywissenschaft *) mit.

*) Zweiter Theil 1783 S. 1 u. f.

„Als der verdiente Schwedische Chymist „Scheele seine Erfahrung bekannt gemacht hatte, „daß sich aus dem Salpeter durch die Schmelzung „desselben eine ansehnliche Menge der reinsten de„phlogisticirten Luft entbinde, war es natürlich, „auf den Gedanken zu fallen, durch dieses Mittel die „Luft in verschlossenen und mit unreinen Dünsten „angefüllten Zimmern zu verbessern. Da aber zu „diesem letzteren Endzwecke nothwendig erforder„lich ist, daß das Feuer, wodurch man die Schmel„zung bewirkt, nicht auch zugleich in dem Zimmer „befindlich sei, dessen Luft man zu reinigen wil„lens ist, so stellten sich mir gleich so viele prak„tische Schwierigkeiten dar, daß ich nicht weiter „daran dachte, und es der Zeit und erfindungs„reichen Köpfen überließ, Mittel auszufinden, „wodurch man auf eine wohlfeile und in Hospitä„lern im Großen leicht anzubringende Art diese „vortrefliche Entdeckung praktisch nutzbar machen „könnte.“

„Se. Kön. Hoheit, der Prinz Heinrich von „Preußen, welcher sich mit einer seltenen Wißbe„gierde um diese und ähnliche Entdeckungen be„kümmert, hatte in seinen ruhmvollen Feldzügen „nur zu oft die nachtheiligen Folgen der verdorbe-

nen

„nen Luft in Lazarethern wahrgenommen, als daß
„er nicht hätte wünschen sollen, die eben gedachte
„Erfahrung zum Besten der Menschen angewandt
„zu sehen. Er trug daher dem Hrn. Direkt. Achard
„auf, einen Ofen anzugeben, durch welchen man
„diese Schmelzung des Salpeters verrichten und
„auf diese Art ein Zimmer beständig mit reiner Luft
„versehen könnte. Zugleich befahl er mir, einen sol-
„chen Ofen in dem Charite-Lazarethe auf seine Ko-
„sten erbauen zu lassen, und damit Versuche an-
„zustellen.“

„Herr Achard hielt dafür, daß es zu unserm
„Endzwecke darauf ankäme, die im Zimmer be-
„findliche unreine Luft in Berührung mit dem
„schmelzenden Salpeter zu bringen, damit sie ihr
„Phlogiston an den Salpeter absetzen und sich auf
„diese Art reinigen könne. Zu dem Ende baute
„er den Ofen außerhalb dem Zimmer, und ver-
„sah ihn mit einer zweihalsichten Retorte, deren
„Mündungen in das Zimmer gerichtet wurden.
„An der einen Mündung wurde ein Blasebalg
„angebracht, durch welchen man die Luft in die
„Retorte hinein und zur andern Mündung wieder
„heraus in das Zimmer bringen könnte. In der
„That war diese Vorrichtung vortreflich. Unsere

ein-

„einzige Sorge, die wir in der Folge nur zu ge-
„gründet fanden, war, daß die Retorten von
„dem schmelzenden Salpeter durchfressen werden
„würden. Wir stellten unsern ersten Versuch an;
„die Retorte enthielt ein Pfund Salpeter. Ein
„brennendes Licht, welches wir an die offene
„Mündung der Retorte hielten, und welches
„mit einer weit stärkeren Flamme und mit weit
„mehr Lebhaftigkeit brannte, überzeugte uns,
„daß in der That dephlogisticirte Luft durch diese
„Verrichtung in das Zimmer gebracht werde.
„Nur betrug dieses in. Zeit von einer Stunde
„nicht so viel, daß die im Zimmer befindlichen
„Kranken einige Wirkung davon hätten verspüren
„sollen. Es kam daher nur darauf an, die
„Schmelzung lange genug fortzusetzen. Aber
„bald überzeugte uns der Geruch, daß die Retorte
„gesprungen seyn müßte, und wir ließen daher
„das Feuer abgehen. Nach dem Erkalten zeigte
„es sich, daß die Retorte gesprungen war. Ich
„wiederholte nachher noch einigemale diese Ver-
„suche, und fand immer Hindernisse, die ihren
„Grund entweder in der gesprungenen Retorte,
„oder darin hatten, daß der Salpeter in den Hals
„der Retorte eingedrungen war, und denselben

„ver-

„verstopft hatte. Diese Versuche überzeugten „mich, daß es mit der praktischen Anwendung „dieser Vorrichtung sehr viele schwer zu überwin- „dende Schwierigkeiten geben würde, die haupt- „sächlich in folgenden bestehen:

1) „Die Oefen sind zu theuer, als daß man „sie in allen Zimmern des Lazareths anbringen „könnte, weil sie, da sie außerhalb dem Zimmer „angebracht werden müssen, nicht zugleich zum „Heizen dienen können.

2) „Es wird schwer halten, Retorten zu fin- „den, welche dem Salpeter auch nur zur Alka- „lisirung eines Pfundes desselben widerstehen „sollten. Wollte man porzellänene Retorten zu „diesem Behufe anwenden, so würden diese das „Mittel wiederum sehr kostbar machen.

3) „Auf allen Fall würde die auf diese Art „bewirkte Luftverbesserung doch immer, nicht „nur bei Nachte, sondern auch durch neue Bestel- „lung der Retorte und des Ofens ganze Tage „lang unterbrochen werden.

4) „Da die im Zimmer befindlichen Kranken „durch ihr Athmen und durch ihre Ausdünstung „die Luft beständig wieder verderben, und man „der athmosphärischen außerhalb dem Zimmer

„findlichen Luft doch nicht den Zugang verweh-
„ren kann, so wird trotz aller fortgesetzten De-
„phlogisticirung die Luft im Zimmer doch nie rei-
„ner und besser werden, als es die außerhalb
„demselben befindliche atmosphärische ist. Folg-
„lich wird diese Vorrichtung eigentlich auch nur
„im Winter wahren Nutzen schaffen, weil man
„sich im Sommer sehr leicht mit Oefnung der
„Fenster und Thüren helfen kann. Sollte man
„es inzwischen dahin bringen, daß diese künstliche
„Dephlogisticirung wohlfeiler, bequemer und
„ununterbrochener geschehen könnte, so würde
„der leidenden Menschheit allerdings ein beträcht-
„licher Vortheil daraus erwachsen."

Der Ritter Torbern Bergmann baut auf die Erfahrung, daß die dephlogisticirte Luft dem thierischen Leben so vortheilhaft ist, die sinnreiche Hypothese, daß die Bewohner der neugeschaffenen Erde vielleicht aus dem Grunde, weil sie eine reinere Luft athmeten, welche noch nicht durch die nachmals so häufig werdenden Ausdünstungen so vieler Thiere, so vieler verbrennender und faulender Körper u. s. w. verderbt worden war, so ein außerordentlich hohes Alter erreicht haben. Allein, ob es gleich wahrscheinlich ist, daß

die

die Atmosphäre in der Jugend der Erde reiner als unsere jetzige gewesen sei, so kann dieselbe doch nicht wohl eine dephlogisticirte Luft gewesen seyn. Denn diese ist den Gewächsen nicht zuträglich, und würde also die Zauberreize des Paradieses in kurzer Zeit hinweggewelket haben. Ueberdies ist zu vermuthen, daß so wie ein Licht in dieser Luft zwar lebhafter brennt, aber dafür auch desto schneller verzehrt wird, auch die lebendigen Geschöpfe, bei aller Behaglichkeit, die ihnen das Athmen derselben verschaffen möchte, doch auch desto kürzer leben würden. Bei dem allen müßte unausbleiblich bei Krankheiten, die entzündungsartig sind oder die Lunge betreffen, die Einathmung der dephlogisticirten Luft immer sehr nützlich seyn; und dazu wäre, meinem Bedünken nach, nicht eben nöthig, daß das ganze Zimmer, worin sie sich befänden, mit jener Luft angefüllt wäre; sondern es würde hinreichend seyn, wenn man eine Vorrichtung erfände, durch welche der Kranke blos aus einem Vorrathe dephlogisticirter Luft seine Athemzüge thäte.

Bei dem Nachdenken über diese Gegenstände stellt sich mir noch ein zwiefacher Gebrauch dar, welcher sich von dieser Luft machen ließe, und

woran man, meines Wissens, noch nicht gedacht hat.

Zuerst könnte dadurch der Gebrauch der Täucherglocke ungemein erleichtert werden, wenn man den Täucher nicht wie sonst geschiehet, mit gemeiner, sondern mit dephlogisticirter Luft versorgte. In dieser würde er wenigstens viermal länger athmen können, und also theils seine Arbeit auf dem Meeresgrunde nicht so oft wegen eines neuen Lufttransportes unterbrechen dürfen, theils auch mehr bei Mißdeutung seiner Signale oder sonstigem Versehen und Unglück, wodurch ihm die frische Luft abgeschnitten werden kann, gesichert seyn.

Ein zweiter Gebrauch ließe sich sehr bequem davon an solchen Orten machen, wo sich der Mensch, wegen ganz verdorbener oder fixer Luft nicht hinwagen darf. In Bergwerken stoßen die Arbeiter oft auf Gruben, wo ihnen die Lichter ausgehn, und sie ersticken müßten, wenn sie sich nicht schleunig zurückzöge; auch giebt es unterirdische Gänge, tiefe Gruben und dergleichen, zu denen eine mephitische Luft den Zugang verbietet, aus welchem Umstande man ehedem reichen Stoff zu Aberglauben und Fabeln hernahm. Nun

aber hat die Erfahrung gelehrt, daß man die verdorbene Luft durch einen Zusatz der dephlogisticirten Luft zum Athmen und zur Erhaltung des Feuers brauchbar machen kann. Ja unsere Atmosphäre ist selbst nichts anders, als eine verdorbene Luft, die nur durch den Zusatz des vierten Theils dephlogisticirter Luft fähig wird, Feuer und lebendige Geschöpfe zu erhalten. Wäre es nun erforderlich, daß jemand an einem Orte, dessen Luft mephitisch ist, etwas untersuchen oder arbeiten sollte, so dürfte man ihn blos mit einem Schlauche voll dephlogisticirter Luft, aus welchem er seinen Athem ziehen könnte, versehen. Dieser Schlauch dürfte nicht allzugroß seyn, denn es ist nicht nöthig, mit jedem Athemzuge neue Luft zu schöpfen; es kann vielmehr die ausgeathmete Luft wieder zurück zu dem ganzen Vorrathe geblasen und solche also mehr als einmal geschöpft werden. Um an solchen Orten Licht zu erhalten, wäre ein Schlauch mit einer großen Röhre nöthig. Die Röhre würde in eine Laterne geleitet und durch dieselbe dem brennenden Lichte nach und nach so viel Feuerluft zugeführt, als davon nöthig wäre, die in die Laterne schleichende verdorbene Luft zu verbessern.

Wie wir allenthalben Gelegenheit finden, die Weisheit und Güte Gottes zu bewundern, so leiten uns auch die eben angestellten Betrachtungen darauf. Wie weislich ist die Mischung der Luft, die uns umgiebt, von dem Schöpfer abgemessen! Sie ist rein genug, daß seine lebendigen Geschöpfe ihr Leben darin erhalten können. Alles Ausdünsten der mannigfaltigen Körper macht sie zu diesem großen Endzwecke nicht unbrauchbar. Das Wasser, welches über der ganzen Fläche des Erdkreises so reichlich ausgebreitet ist, nimmt den überflüssigen Antheil fixer Luft in sich, die Pflanzen und Bäume saugen das brennbare Wesen durch ihre Blätter ein, und geben dafür der Atmosphäre ein gereinigtes Element zurück. Wer sich in einem ganz reinen Luftkreise zu leben wünschet, übereilt sich; denn außerdem, daß es ihm an Früchten fehlen würde, dürfte auch eine andere Unbequemlichkeit ihn treffen — die unwiderstehliche Gewalt des Feuers! fast alles um ihn her würden in Asche verwandelt werden, wenn einmal ein einziges Fünkchen nur unvorsichtig behandelt würde.

Ich kann nicht schließen, ohne noch zwei praktische Anmerkungen zu machen.

1) An Oertern, wo eine sehr verdorbene Luft zu besorgen ist, z. E. in lange verschlossen gewesenen Kellern, in Hölen, unterirdischen Gängen, Gruben u. s. w. darf sich niemand der Gefahr aussetzen, erst durch Beschwerden des Athemholens erinnert zu werden, daß diese Luft zur Erhaltung des Lebens nicht tauge. Man darf nur ein Licht an einer Stange befestigen, und solches vor sich hertragen. Erlischt dasselbe, so hat man einen sichern Beweis, daß die Luft auch tödtlich ist; brennt es mit hinlänglicher Lebhaftigkeit, so kann man ohne Gefahr an eben dem Orte athmen.

2) Es ist gesund sich im Sonnenscheine unter belaubten Bäumen aufzuhalten; denn alsdann strömen die Blätter reine Luft aus. Nach dem Untergange der Sonne aber, oder auf der Seite eines Hauses, wo die Sonne die Bäume nicht bescheint, lassen sie verdorbene Luft von sich, und es ist also schädlich unter ihren Zweigen zu athmen. Freilich ist die Gefahr, die der Gesundheit dabei drohet, nicht so groß, weil doch in der freien Luft nicht leicht ein großes Uebermaß von verdorbenen Luftproportionen entstehen kann; allein desto ungesunder ist es, in einem einge-

schlosse-

schlossenen Raume, z. E. im Zimmer des Nachts über grüne Pflanzen und Bäume, Obst, Blumen und dergleichen bei sich zu haben. Dagegen ist es ein Mittel, die Gesundheit eines Zimmers zu befördern, wenn man beim Sonnenschein belaubte Bäume und Pflanzen am offenen Fenster hat. — Woher es kommt, daß der Schein der Sonne das Ausströmen der guten und der Schatten die Erzeugung der schlechten Luft hervorbringt, hoffe ich in der nächsten Fortsetzung dieser Abhandlung meinen Lesern zu erklären. Bis dahin setze ich auch noch verschiedene wichtige Bemerkungen aus, auf welche die Entdeckung der dephlogisticirten Luft und ihrer Eigenschaften geführt hat.



